

8. Juli 2025

SMZ25

RHEIN-NECKAR-ZEITUNG
Schneller schlauer.

Schüler machen Zeitung – Schuljahr 2024/2025

GEDIENT

Ein Wehrpflichtiger erzählt von Erfahrungen bei der Bundeswehr. **Seite 3**



GEWANDELT

Ein Metzgermeister erklärt, wie er auf veränderte Essgewohnheiten reagiert. **Seite 15**

GEPFIFFEN

Ein Schiedsrichter berichtet, wie das besondere Hobby im Leben helfen kann. **Seite 28**

GETROFFEN

Ex-Fußballer Rainer Ohlhauser verrät, warum er gar kein „Profi“ werden wollte. **Seite 29**

DIE BESTEN ARTIKEL DER JUNGREPORTER RUND UM HEIDELBERG

32 SEITEN SONDERBEILAGE



SCHÜLER • MACHEN
UNSERE THEMEN
ZEITUNG

RHEIN-NECKAR-ZEITUNG

Sparkasse
Heidelberg

Das Medienprojekt „Schüler machen Zeitung“ von Rhein-Neckar-Zeitung und Sparkasse Heidelberg

So entsteht Zeitung

Von Christoph Moll

Wow! Einfach wow! Über 120 Artikel sind in diesem Jahr für das Projekt „Schüler machen Zeitung“ an den Schulen rund um Heidelberg verfasst und in die RNZ-Redaktion geschickt worden. Knapp die Hälfte hat es in diese Sonderbeilage geschafft, obwohl es noch viel mehr verdient gehabt hätten. Die Artikel zeichnen sich durch eine riesige Bandbreite an Themen aus – vom Interview mit Politikern über Erzählungen von Schicksalen und Selbsterfahrungsberichten bis hin zu Gesprächen mit Künstlern sowie Sportlern ist wieder alles dabei. Mit dieser Sonderbeilage erreicht das große Medienbildungsprojekt von Rhein-Neckar-Zeitung und Sparkasse Heidelberg im Heidelberger Umland seinen Höhepunkt – und gleichzeitig auch seinen Abschluss.

„Schüler machen Zeitung“ hat wieder für beeindruckende Zahlen gesorgt: Vier Wochen lang wurde die RNZ im Frühjahr für rund 700 Schüler in knapp 30 Klassen an elf weiterführenden Schulen rund um Heidelberg zum täglichen Schulbuch. Die Zeitung wird dabei kostenlos ins Klassenzimmer geliefert. Pädagogische Grundlagen des Projekts bieten die professionellen Unterrichtsmaterialien des medienpädagogischen



Schüler des SBBZ „Luise von Baden“ in Neckargemünd erfuhren im RNZ-Druckzentrum in Heidelberg von Engin Caydam alles über die Zeitungsproduktion. Foto: Kreuzer

Instituts „Pro Media Maassen“. Ziel ist die Förderung der Medienkompetenz der jungen Leute. RNZ-Redakteure kamen auf Wunsch in die Klassen und plauderten aus dem Nähkästchen und auch das RNZ-Druckzentrum in Heidelberg konnte besucht werden. Somit entstand ein rundes Bild: So entsteht Zeitung!

Auf die Theorie folgte die Praxis, also auf das Lesen das Schreiben – und das Projektmotto wurde Realität: Schüler machten Zeitung, nachzulesen in dieser Sonderbeilage. Zusätzliche Motivation hierzu lieferte der von der Sparkasse ausgerichtete Schreibwettbewerb mit attraktiven

Preisen. Die jungen Reporter stellten die gemeinsame Jury von RNZ und Sparkasse Heidelberg in diesem Jahr angesichts der hohen Qualität vor eine besonders große Herausforderung. Vier Beiträge stachen besonders hervor. Sie sind durch farblich hervorgehobene Überschriften zu erkennen. Sie stammen aus den Federn von Julia Baumhögger vom Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium Eppelheim, Frédéric Tharandt vom Friedrich-Ebert-Gymnasium Sandhausen, Steven Salaev von der Otto-Graf-Realschule Leimen und Marius Bedbur von der Realschule Neckargemünd. Viel Spaß bei der Lektüre!

STIMMEN DER LEHRER

„Ich habe das Zeitungsprojekt als sehr wertvoll erlebt. Viele Schülerinnen und Schüler haben keinerlei Vorerfahrung/Routine im Lesen von Zeitungen und so wird durch das Projekt ein Fenster in eine neue Welt der Informationsbeschaffung geöffnet. Geöffnet wurde durch den Besuch des Redakteurs und den Besuch der Schülerinnen und Schüler der Druckerei auch die Tür zu der Arbeitswelt außerhalb der Schule – vielen Dank!“

Swantje Bassenberg,
SBBZ Luise von Baden Neckargemünd

„Die Klasse 8c der Realschule Neckargemünd hatte Spaß daran, jeden Tag durch die Zeitungen zu stöbern und ich glaube der/die eine oder andere konnte dazu animiert werden, auch künftig häufiger zu lesen und sich über regionale, nationale und internationale Begebenheiten zu informieren oder auch ein Kreuzworträtsel zu lösen. Von daher ein Riesenerfolg. Die Möglichkeit, sowohl mit dem gedruckten Medium, als auch digital zu arbeiten, brachte Abwechslung und es war für jeden Geschmack etwas dabei.“

Stefanie Polzer,
Realschule Neckargemünd

„Die Schüler und Schülerinnen waren dem Projekt gegenüber von Anfang an sehr positiv und interessiert gegenüber eingestellt. So wurden die bereitgestellten, informativen Materialien motiviert bearbeitet. Es wurde auch sehr geschätzt, die RNZ vier Wochen kostenlos zur Verfügung gestellt zu bekommen.“

Theresia von Erdmann,
Gymnasium Bammental

IMPRESSUM



RHEIN-NECKAR-ZEITUNG

Rhein-Neckar-Zeitung
Neugasse 2
69117 Heidelberg

Redaktion/Layout:
Christoph Moll

Redaktionelle Mitarbeit:
Redaktion Region Heidelberg

Autoren:
Schülerinnen und Schüler der weiterführenden Schulen rund um Heidelberg

Medienpädagogische Betreuung:
ProMedia Maassen
Kerstin Reisen und Hannah Höppener

Titelseite:
Schüler der Klasse 9a des Gymnasiums Bammental

Anzeigen:
Andreas Miltner (verantw.)

Worum geht es bei „Schüler machen Zeitung“?

Am Anfang steht die verlässliche Quelle

Von Hanna Höppener und Kerstin Reisen, ProMedia Maassen

Nachrichten sowohl aus der analogen als auch der digitalen Welt verstehen und diese hinterfragen – das ist eine der Fähigkeiten, auf die das Projekt „Schüler machen Zeitung“ der Sparkasse Heidelberg und der Rhein-Neckar-Zeitung gemeinsam mit uns von ProMedia Maassen abzielt. Unterstützt werden Schülerinnen und Schüler dabei von ihren Lehrkräften, die engagiert zur Vermittlung von Medienkompetenz beitragen.

Am Anfang der Mediennutzung steht das Erkennen einer verlässlichen Quelle. Und genau das wird zunehmend schwieriger angesichts des Überangebots an Informationsplattformen und -kanälen, das bei der jungen Zielgruppe auf große Resonanz

stößt. Auch Beiträge von Personen ohne journalistische oder fachliche Ausbildung stellen für Jugendliche eine Herausforderung dar, wenn es darum geht, Informationen auf ihre Richtigkeit, Unabhängigkeit und Transparenz hin zu bewerten. Der Anspruch, sich stets auf dem Laufenden zu halten, betrifft somit nicht



Vier Wochen lang lesen die Schüler intensiv Zeitung. Foto: Moll

mehr nur die Nachrichtenlage, sondern auch das Umfeld, auf dem die Informationen präsentiert werden und das genaue Betrachten der Autorinnen und Autoren.

Ein weiterer wichtiger Faktor bei der Mediennutzung ist dann noch der aufmerksame Blick auf den wachsenden Einfluss von Künstlicher Intelligenz, die scheinbar auf alles eine Antwort hat. Dass Informationsbeschaffung nicht nur eine Google-Suchanfrage ist, bei der einem der KI-Assistent eine Zusammenfassung liefert, lernen die Schülerinnen und Schüler, wenn sie im Rahmen von SMZ selbst aktiv werden und sich in die Rolle von Redakteurinnen und Redakteuren begeben.

Lesen, sich informieren, einen eigenen Beitrag schreiben: „Schüler machen Zeitung“ fördert all das und mehr!

Im Interview spricht ein einstiger Wehrpflichtiger über seine Zeit bei der Bundeswehr

„Es war für uns alle wie ein **Spiel**“

Von Julia Baumhögger, Klasse 8a,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

In den letzten Monaten kam das Thema „Soll es eine Rückkehr zur Wehrpflicht in Deutschland geben?“ immer wieder in der Politik und den Medien zur Sprache. Besonders bei den jungen Menschen in Deutschland war das relevant und durchaus beunruhigend, da diese direkt davon betroffen wären. Ich habe mich gefragt, wie war das damals, als es noch eine Wehrpflicht gab, und habe dieses Interview mit einem anonymen ehemaligen Wehrpflichtigen geführt.

Guten Tag. Sie waren direkt nach dem Abitur 1997, als Sie gerade mal 19 Jahre alt waren, zehn Monate als Wehrpflichtiger bei der Bundeswehr. Wie war der Aufnahmeprozess und wie haben Sie diesen erlebt?

Ich habe zunächst Post erhalten vom Kreiswehrrersatzamt in meinem Heimatort, in dem ich um ein persönliches Erscheinen gebeten wurde. Bei diesem Termin, der sogenannten Musterung, wurde ein Gesundheitscheck vorgenommen – körperlich und psychisch. An den Gesundheitscheck erinnere ich mich noch recht gut – das waren Standarduntersuchungen wie Blutdruckmessen, Größe und Gewicht feststellen und es wurde geschaut, wie man läuft oder ob man körperliche Beeinträchtigungen hat. Bei so einer Untersuchung ergab sich dann eine Wehrtauglichkeitsstufe in der Bandbreite von T1 bis T4 (T für Tauglichkeit). Ab Stufe T4 war man wehruntauglich, man musste dann nicht zur Bundeswehr. Bei T1 war man dann für besonders anstrengende Tätigkeiten wie Pilot oder Fallschirmspringer qualifiziert.

Sie mussten die Pflichtzeit von zehn Monaten leisten, die im Jahr 1997 bei der Bundeswehr vorgeschrieben waren. Wie haben Sie die ersten Tage oder Wochen erlebt?

Kurz bevor ich meinen Dienst angetreten habe, hatte ich gerade mein Abitur bestanden. Mein Dienst begann am 1. Juli 1997 und es war ein großer Unterschied zu meinem Leben als Schüler. Im Gegensatz zu meinem sehr „freien“ Leben als Schüler fand ich mich wieder in einer Situation, die sich durch starke Hierarchien auszeichnete. Man musste lernen, Befehle auszuführen, diskutieren konnte man da nicht viel. Ich kannte aus meiner Gruppe nieman-



Ob die Wehrpflicht wieder eingeführt werden soll, wird aktuell diskutiert. Foto: dpa

den und musste mir mit vollkommen fremden Personen ein Zimmer teilen und den Alltag gemeinsam meistern. Nachts schliefen wir zusammen in einem großen Raum mit Hochbetten, die Ausstattung erinnerte an Jugendherbergen. Der Tagesablauf war strikt vorgegeben. Es gab ein umfangreiches Programm an, sagen wir, sportlichen Ertüchtigungen, die am Anfang doch anstrengend waren. Auch lernten wir, mit Waffen umzugehen: Wir lernten verschiedene Waffentypen kennen, bauten sie auseinander, reinigten sie stundenlang und setzten sie dann wieder zusammen. Der Umgang mit den Waffen machte schon Spaß und mir gefiel es, wenn wir damit Zielübungen machten. Es war allerdings eher wie ein Spiel und die Zielscheiben waren niemals wie Menschen ausgestaltet oder erinnerten daran, dass es um Menschen gehen könnte.

Wie sah denn ein typischer Tagesablauf bei der Bundeswehr in der Grundausbildung aus?

Geweckt wurden wir etwa um viertel vor 6 Uhr morgens. Dann gab es Frühstück für alle. Dienstbeginn war um 7 Uhr. Wir hatten täglich festes Programm bis 17 Uhr. Dieses bestand vor allem aus sportlichen Übungen, darunter stupides Marschieren in langen Viererreihen. Wir

„spielten“ oder übten für den Kriegsfall durch Hindernisparcours mit schwierigen Steigungen, mussten dabei schwere Stiefel tragen und unsere Uniformen – der volle und schwere Rucksack nicht zu vergessen. Wir mussten Holzwände erklimmen und lernten, uns zu vergraben oder in Gräben zu verstecken. Es gab vor allem in der Grundausbildung auch viel theoretischen Background zu lernen – unter anderem die Rechte von Soldaten. Freitags war um 15 Uhr Dienstschluss und wir hatten frei bis Sonntag, 18 Uhr. Um diese Zeit mussten wir wieder in der Kaserne eingetroffen sein.

Hatten Sie nur die Wochenenden frei oder auch Freizeit zwischendurch?

Wir hatten Urlaubstage, die wir nach der Grundausbildung nehmen durften. Auch hatten wir abends nach den festen Terminen und Übungen immer frei und konnten uns in der Kaserne frei bewegen. Da haben wir gemeinsam gegessen, Bier oder Cola zusammen getrunken, Karten gespielt.

Wie waren Ihre Besuchsmöglichkeiten? Konnten Sie Familie und Freunde oft besuchen?

In der Grundausbildung duften wir nur jedes Wochenende nach Hause fahren. Ich war nach den drei Monaten Grundausbildung dann glück-

licherweise in einer Kaserne eingeteilt worden, die ich mit dem Auto in recht kurzer Zeit erreichen konnte und so fuhr ich fast jeden Abend nach Hause. Besuche erhalten konnten wir in der Kaserne aber nicht.

Sie haben sich nach den zehn Monaten Wehrdienst entschieden, nicht bei der Bundeswehr zu bleiben. Hatte diese Zeit dennoch Auswirkungen auf Ihr weiteres Leben?

Ja, allerdings. Vor allem in der Zeit direkt danach hatte ich mir das frühe Aufstehen angewöhnt und konnte nicht mehr lange ausschlafen. Auch das äußerst gründliche Putzen, was ich dort gelernt habe, ist mir geblieben. Die Ausbilder haben den Putzdienst immer sehr gründlich kontrolliert, seitdem putze ich auch sehr gründlich. Ebenso habe ich gelernt, Hemden auf eine besonders sorgfältige und platzsparende Art zu falten. Und ich habe gelernt, wie man sein Bett perfekt und faltenfrei macht. Und das Wandern durch den Wald macht mir heute noch Spaß.

Haben Sie noch eine besonders prägnante Erinnerung an diese Zeit?

Ja, auf jeden Fall. Wir hatten ein Biwak gebaut und verbrachten zwei Tage in unserem Unterschlupf. Wir waren dort ohne Rückzugsmöglichkeit. Es gab keine sanitären Anlagen und es war sehr dreckig. Die Zeit habe ich als sehr kräftezehrend in Erinnerung.

Möchten Sie aus Ihrer Erfahrung den heute jungen Menschen noch etwas mitgeben über die Wehrpflicht?

Ich würde diese Zeit nicht verklären oder beschönigen. Als ich meinen Wehrdienst abgeleistet habe, gab es in Europa keine bedrohlichen Konflikte in der Nähe, so dass wir das eher nicht so ernst genommen haben. Es war für uns alle wie ein Spiel oder eine lästige Pflicht und ich habe mir nicht vorgestellt, in einem Ernstfall eingesetzt zu werden und damit konfrontiert zu sein, einem Menschen gegenüberzustehen und zu wissen, wir beide haben den Auftrag den jeweils anderen zu verletzen oder sogar zu töten. Dennoch bin ich überzeugt davon, dass es wichtig ist, sein Land im Notfall verteidigen zu können oder auch anderen Verbündeten beizustehen, die angegriffen wurden. Ich bin persönlich froh, dass ich nicht in einem Krieg eingesetzt wurde und dass die Übungen, die ich gemacht habe, nur Übungen waren und niemals ernst.

Wie der SPD-Bundestagsabgeordnete Lars Castellucci junge Menschen für Politik begeistern möchte

Laut sein für die Leisen, stark für die Schwachen

Von Raphael Schönborn, Klasse 9b,
Gymnasium Bammental

Die Bundestagswahlen und Koalitionsverhandlungen liegen hinter uns. Der Koalitionsvertrag steht und soll Stück für Stück abgearbeitet werden. Mich interessiert, was dieses Werk mit dem Titel „Verantwortung für Deutschland“ für junge Menschen bedeutet. Was getan wird, um Jugendliche für Politik zu begeistern – und warum man überhaupt Politiker wird.

Um dies zu erfahren, habe ich mich mit dem frisch wiedergewählten SPD-Bundestagsabgeordneten Lars Castellucci aus Wiesloch getroffen. Dabei hat mich besonders interessiert, warum er schon mit 17 Jahren in eine Partei eingetreten ist und sich damals für die SPD entschieden hat. Darauf antwortete er, dass sein Parteieintritt damals eher wie ein „Like“ gewesen sei, das man heute in den sozialen Medien hinterlassen würde. Selbst Abgeordneter zu werden, war für ihn damals unvorstellbar. Allerdings habe er Interesse an Kommunalpolitik gehabt und schnell die Gelegenheit bekommen, für den Gemeinderat zu kandidieren. Beim ersten Anlauf wurde er zwar knapp nicht gewählt, aber das Stimmenergebnis sei trotzdem ermutigend gewesen. Er habe dann im Ortsverein Verantwortung übernommen und war in Wiesloch so präsent, als wäre er tatsächlich Stadtrat geworden. So habe es beim nächsten Mal geklappt, dann mit dem zweitbesten Ergebnis aller Kandidierenden.

In der Zwischenzeit gab es erste Erfolge. Er habe verschiedene soziale Projekte in Wiesloch angestoßen, die heute noch existierten, darunter eine Beschäftigungsinitiative, die Bürgerstiftung oder den Tafelladen. Erst die guten Rückmeldungen und dass er gespürt habe, mit anderen zusammen tatsächlich etwas erreichen zu kön-



Der SPD-Politiker Lars Castellucci vertritt den Wahlkreis Rhein-Neckar als einer von zwei Bundestagsabgeordneten. Foto: Nin Solis

nen, hätte ihm dann Lust auf mehr gemacht. Für die SPD habe er sich dann entschieden, weil sie an der Stelle der Schwachen stehe. Laut sein für die Leisen, stark sein für die Schwachen – das sei ein Motto, das ihn antreibe.

Welche politischen Ereignisse oder Entscheidungen prägten ihn besonders? Zu seinem Weg in die Politik erklärte Castellucci, dass er bei der Nuklearkatastrophe von Tschernobyl mit zwölf Jahren zum ersten Mal bewusst wahrgenommen habe, dass etwas in der Welt geschehe, was unmittelbaren Einfluss auf sein eigenes Leben hatte – zum Beispiel erstmal nicht draußen spielen oder manche Sachen nicht essen zu dürfen. Seitdem sei er Befürworter erneuerbarer Energien und etwas ernüchtert, dass man das heutzutage überhaupt wieder erklären müsse.

Der Bundestagsabgeordnete bemüht sich auch stetig um die Einbindung von jungen Menschen in die Politik. Seit einigen Jahren veranstaltet er schon das Format „Pizza & Politik“, bei dem er mit Jugendlichen über aktuelle politische Themen spricht. Castellucci sieht darin eine tolle Möglichkeit, um Jugendliche für Politik zu begeistern. Viele der jungen Leute kämen immer wieder zu den Veranstaltungen, einige fingen an, sich dann auch wirklich aktiv in die Politik einzubringen, manche saßen jetzt sogar in den Gemeinderäten.

Castellucci ist davon überzeugt: zuhören, sie ernstnehmen, ganz unkompliziert mit ihnen in den Austausch kommen und offen sein für die Themen, die sie mitbringen: Allein diese Aufmerksamkeit trage schon

viel dazu bei, dass sich junge Leute für Politik interessieren – und im weiteren Verlauf dann auch davon begeistern ließen.

Aber nicht nur die Einbindung der Jugendlichen in die Politik, sondern auch die im Koalitionsvertrag festgeschriebenen Pläne der neuen Regierung zu jungen Menschen waren für mich wichtig. Dort steht: „Wir schaffen einen neuen, attraktiven Wehrdienst, der zunächst auf Freiwilligkeit basiert.“

Was bedeutet dies für junge Menschen? Könnte künftig wieder jeder und jede eingezogen werden? Castellucci erläuterte diesbezüglich, dass es jetzt erstmal darum gehen müsse, den Wehrdienst attraktiver zu machen. Zum Beispiel, indem man zukünftig bei der Bundeswehr kostenlos seinen Führerschein machen könne. Das sei ihm grundsätzlich lieber, als etwas verpflichtend zu gestalten. Und die SPD habe sich hier mit dieser Linie in der Koalition auch durchsetzen können. Sollte das nicht ausreichen, um den Bedarf der Bundeswehr zu decken, könne aber nicht einfach jeder oder jede zum Dienst an der Waffe verpflichtet werden – das regle unser Grundgesetz.

Was nimmt er aus den Gesprächen mit, die er in seinem Wahlkreis führt? Sehr viel, betont Castellucci gegenüber dem Schülerreporter. Durch solche Gespräche erfahre man wirklich, welchen Einfluss die Entscheidungen, die sie in Berlin treffen, vor Ort haben oder haben werden. Der Wieslocher höre sich in seinem Wahlkreis an, was gut läuft und wo der Schuh drücke. Das sei sehr wichtig für seine Arbeit.

Und diese Aufgabe des Zuhörens sollte sich die Politik beherzigen, denn schließlich ist sie genau dies: die Vertretung des gesamten Volkes, egal ob jung oder alt. Und nur durch Gespräche kann sie erkennen, welche Anliegen und Probleme es gibt.

Wie sich eine Gesellschaft verändert

Rechtsruck in Deutschland

Von Stella Wagner, Klasse 9c,
Friedrich-Ebert-Gymnasium
Sandhausen

Deutschland erlebt derzeit eine spürbare Verschiebung des politischen Klimas – einen sogenannten „Rechtsruck“, der nicht nur in Wahlergeb-

nissen sichtbar wird, sondern auch in gesellschaftlichen Debatten und politischen Entscheidungen. Besonders aber nicht nur in Ostdeutschland gewinnen eine rechtspopulistische und rechtsextreme Parteien wie die AfD (Alternative für Deutschland) an Zustimmung.

Der Aufstieg rechter Kräfte lässt sich auf mehrere Faktoren zurückführen: die Migrationskrise genannte Fluchtbewegung von 2015, die wirtschaftliche Unsicherheit vieler Bürger insbesondere in strukturschwachen Regionen sowie ein allgemeines Misstrauen gegenüber Me-

dien und Politikern. Viele Menschen fühlen sich nicht mehr ausreichend von der Politik vertreten. Menschen mit Migrationshintergrund berichten häufiger von Diskriminierung und Anfeindungen. Auch Journalisten, Wissenschaftler und Politiker werden vermehrt Ziel rechter Hetze.

Der neue Bürgermeister Matthias Kutsch im Interview

„Eppelheim und ich – das passt!“

Von Julia Wiegand, Klasse 9c,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Am 6. April wurde Matthias Kutsch im zweiten Wahlgang mit 63 Prozent der Stimmen zum neuen Bürgermeister von Eppelheim gewählt. Nach Verzögerungen durch Einsprüche hat er nun kürzlich sein Amt angetreten. Bisher zeigte er sich sehr engagiert, so auch beim Interview mit der RNZ.

Herr Kutsch, Ihr Motto lautet „Potenziale statt Probleme“. Wie kam es dazu?

Matthias Kutsch: Dieses Motto steht für meinen lösungsorientierten Politikstil. Ich versuche, in jedem Problem die Potenziale zu sehen und suche nach einem guten Lösungsweg, um Dinge zu verbessern. So bin ich auch in den Wahlkampf gestartet. Aus den vielen Gesprächen mit den Menschen in Eppelheim ist dann mein Wahlprogramm „Potenziale erkennen. Chancen nutzen. Gemeinsam anpacken. Für Eppelheim.“ entstanden.

In welchen Bereichen sehen Sie das größte Potenzial für Eppelheim?

Das größte Potenzial für Eppelheim sehe ich in unserem Zusammenhalt und in einer starken Zusammenarbeit: sowohl innerhalb der Stadt,

wenn Bürgerschaft, Vereine, Kirchen, Betriebe, Gemeinderat, Stadtverwaltung und Bürgermeister an einem Strang ziehen als auch in unserer Metropolregion Rhein-Neckar, wenn wir mit unseren Nachbargemeinden noch stärker kooperieren.

Aus welchem Grund haben Sie sich dafür entschieden, Bürgermeister von Eppelheim werden zu wollen?

Der Job des Bürgermeisters ist anspruchsvoll, aber auch interessant und vielseitig – eine spannende Aufgabe. Durch mein langes kommunalpolitisches Engagement in Heidelberg und der Region bringe ich viel Erfahrung und Wissen mit. Deshalb habe ich mir die Aufgabe auch gleich zugetraut, als ich Ende 2024 von Eppelheimern gefragt wurde, ob ich bei der Bürgermeisterwahl kandidieren will. Der entscheidende Grund, dass ich es auch getan habe, waren die vielen sympathischen Menschen, die ich kennengelernt habe. Da habe ich gemerkt: Eppelheim und ich – das passt!

Wie werden Sie mit dem Gemeinderat zusammenarbeiten?

Mit dem Gemeinderat werde ich auf Augenhöhe, respektvoll und fair zusammenarbeiten. Ich hoffe, dass wir gemeinsam viel Gutes für Eppelheim erreichen können.



Bürgermeister Matthias Kutsch vor Eppelheims Wahrzeichen, dem Wasserturm. Foto: privat

Während des Wahlkampfs haben Sie eng mit der CDU Eppelheim zusammengearbeitet. Wird sich das auch in Zukunft fortsetzen?

Ja, als CDU-Mitglied war es mir wichtig, dass mich die CDU Eppelheim bei meiner Kandidatur unterstützt. Die Bürgermeisterwahl ist aber eine Persönlichkeitswahl. Deshalb waren in meinem Unterstützerteam auch parteilose Eppelheimer von jung bis alt. Das hat mich sehr gefreut und ich bin allen dankbar für diese Unterstützung. Mein Ziel als Bürgermeister ist es, mit allen demokratischen Parteien und Gemeinderatsmitgliedern zum Wohle unserer Stadt gut zusammenzuarbeiten.

Eppelheim ist sehr vielfältig. Wie wollen Sie damit umgehen?

Es ist mir ein Herzensanliegen, die Vereinslandschaft und den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken: etwa durch mehr Veranstaltungen. Als Bürgermeister habe ich für jeden ein offenes Ohr. Die Perspektive der jungen Menschen werde ich bei allen Entscheidungen mitdenken. Für Senioren werde ich genauso neue Angebote schaffen wie für Menschen, die noch nicht so lange hier wohnen. Inklusion, Integration, Familien- und Kinderfreundlichkeit werde ich für ein lebenswertes Eppelheim für alle aktiv fördern. Ich will, dass sich alle Menschen in unserer Stadt wohlfühlen.

Auf Spurensuche bei Birgit Zeitler von der Stadtverwaltung Leimen

Was macht eigentlich eine Integrationsbeauftragte?

Von Salem Rihawi, Klasse 8a,
Otto-Graf-Realschule Leimen

Ich bin selbst öfter im Rathaus der Stadt Leimen. Ich kam auch in der Flüchtlingszeit hierher. Bei den anstehenden Problemen half mir stets Birgit Zeitler von der Stadtverwaltung. Auf dem Namensschild an ihrer Tür stand die Bezeichnung „Integrationsbeauftragte“. Deshalb wollte ich mehr über den Beruf wissen. Ich bat Birgit Zeitler um ein Interview.

Was ist Ihre Arbeit in der Stadtverwaltung?

Birgit Zeitler: Ich arbeite in Leimen als Integrationsbeauftragte. Meine Aufgabe ist es, Menschen, die neu in Leimen ankommen, zu helfen. Dazu unterstütze ich sie, sich in der



Birgit Zeitler ist die Integrationsbeauftragte der Stadt Leimen. Foto: Hebbelmann

Gesellschaft zurechtzufinden, damit sie am Leben in der Stadt teilnehmen können.

Seit wann arbeiten Sie in der Stadtverwaltung?

Da 2016 sehr viele Flüchtlinge nach Deutschland kamen, wurde in

allen großen Städten diese Stelle eingerichtet. Ich habe mich beworben und wurde angenommen. Seit Mitte 2016 arbeite ich dort.

Was haben Sie davor gearbeitet?

Ich war 20 Jahre als Projektleiterin bei der Welthungerhilfe. In dieser Zeit war ich immer international unterwegs. Meistens in Not- und Katastrophenfällen.

Warum haben Sie zu diesem Job gewechselt?

Da ich viele Jahre im Ausland gearbeitet habe, kannte ich die Situationen vieler Flüchtlinge in ihrem Heimatland. Als nun in meiner Heimatstadt diese Stelle geschaffen wurde, dachte ich, dass ich mit meiner Erfahrung hier weiterhelfen könnte.

Was für eine Ausbildung braucht man für diesen Beruf?

Ich habe Politikwissenschaft studiert. Aber besonders wichtig für diesen Beruf ist, dass ich Spaß habe, mit Menschen aus verschiedenen Kulturen zu arbeiten.

Hilft Ihre frühere Erfahrung Ihnen jetzt im Job?

Ja, ich kann die Probleme der Geflüchteten besser verstehen, weil ich weiß, wie es in ihrer Heimat aussieht.

Was finden Sie an ihrer jetzigen Tätigkeit so besonders?

Meine Arbeit wird nie langweilig. Es kommen jeden Tag verschiedene Leute zu mir. Es ist immer spannend, weil immer Unvorhergesehenes passieren kann.

Wie Jan Peter Seidel als Bürgermeister die Stadt am Neckar zu einem noch lebenswerteren Ort machen möchte

Er will Neckargemünd gestalten

Von Veronika Sitzler und Greta Lutzke, Klasse 9a, Max-Born-Gymnasium Neckargemünd

Die Zukunft Neckargemünds liegt in den Händen von Jan Peter Seidel: Wir besuchten den im August 2024 ins Amt eingeführten Bürgermeister Neckargemünds, um ihn zur Umsetzung seiner sich gesetzten Ziele zu befragen. Der Sieg nach dem harten Wahlkampf war eine Erleichterung und die Möglichkeit für ihn durchzustarten, denn er sah von Beginn seiner Arbeit in Neckargemünd im Jahre 2019 an das Potenzial, etwas zu verändern und neu zu gestalten, zum Nutzen aller.

Die Eingewöhnungszeit in das Amt dauerte nicht sehr lange an, da er zuvor bereits als Fachbereichsleiter in der Stadtverwaltung Neckargemünd arbeitete. Die erste Herausforderung, auf die er stieß, war die Umstellung seiner Arbeitszeiten von einer bislang 40-Stunden-Woche zu einer 60- bis 70-Stunden-Woche. Die Tatsache, dass die Stadtkasse nicht sehr gefüllt ist, war ihm bereits bewusst, andererseits überraschte ihn die kritische Verschlechterung im Jahre 2024. Seine Arbeit erfüllt ihn jedoch so sehr, dass er jeden Tag motiviert aufwacht.

Eines seiner größten Ziele für die Zukunft der Stadt ist das Errichten und Ermöglichen neuer Wohnbauprojekte; zurzeit sind mehrere private Objekte mit zehn bis 15 Neubauwohnungen in Planung. Ebenso nimmt er sich die Renovierung und Erneuerung des Stadions an der Schwimmbadstraße vor, sowie die Sanierung des E-Werks bis voraussichtlich 2026 und ein neuer Kunstrasenplatz unterhalb des Stadions. Diese Umsetzungen sollen durch Drittmittel erfolgen: etwa Spenden, Sponsoren, Fördervereine, Stiftungen und Wohltäter. Zudem priorisiert er die Erhaltung seines Fokus auf bereits



Jan Peter Seidel stellte sich den Fragen der RNZ-Schülerreporter. Foto: privat

Versprochenes und die Motivierung seiner Mitarbeitenden.

Mit Blick auf Jugendliche plant Seidel, im Alten E-Werk einen sicheren, aber nicht zu stark überwachten Rückzugsort. Er versucht tagsüber und am Abend mehr Leben in die Stadt zu bringen, etwa mehr bezahlbare und attraktive Gastronomieangebote zu ermöglichen, um die Attraktivität Neckargemünds zu steigern, sodass nicht alle Jugendlichen nach Heidelberg abwandern. Des Weiteren wünscht er sich mehr Leben in den Cafés und Restaurants, die Wiedereröffnung der „Chill-Out-Area“ samt Liegestühlen am Neckarlauer und eine kleine Umgestaltung des Hanfmarktes. Zudem hat er die Erneuerung des Campingplatzes und dessen Biergartens unterstützt, an dem in Zukunft kostenlose Konzerte stattfinden können.

Diese Ideen sind Teil seiner „Probierphase“. Seidel zeigt sich sehr engagiert und sammelt Ideen, um Orte zu schaffen, damit es auch für die

nächste Generation Gründe gibt, weiterhin in Neckargemünd zu bleiben. Ebenso ist er offen für die Ideen der Jugendlichen, um die Attraktivität Neckargemünds zu fördern, sowie Neues in die Stadt miteinzubringen. Er würde sich freuen, wenn die Jugendlichen auf ihn zukommen und sich bei ihm melden, um diese Wünsche der neuen Generation Neckargemünds zu fördern. Dafür steht ein Jugendforum im Oktober an, bei dem alle eingeladen sind, um ihre Meinungen zur Zukunft der Stadt zu äußern.

Um Vereinen in der Umgebung mit finanziellen Problemen den Trainingsbetrieb zu ermöglichen, schlägt der Rathauschef vor, sich an Spender und Sponsoren zu wenden und notfalls auch die Mitgliederbeiträge zu erhöhen mit der Möglichkeit, durch freiwilliges Mithelfen diese zu reduzieren. Für Sachkosten stünden auch städtische und stadtnahe Stiftungen zur Verfügung. Bezüglich des Umwelt- und Klimaschutzes setzt Seidel

auf eine Reduzierung des Energie- und Ressourcenverbrauchs sowie der Verschmutzung und des Müllaufkommens in der Stadt. In Neckargemünd werden schon lange Naturschutz sowie gezielte Klimaschutzmaßnahmen betrieben. Allgemein sei die Stadt in einem guten Zustand, was Sauberkeit und naturnahe Bewirtschaftung angeht. Ebenso profitiert Neckargemünd von einigen Streuobstwiesen, naturnahen Wanderwegen und dem Naturbad. Weitere Ziele sind eine gute Wärmeversorgung und langfristige Stadtentwicklung, bei dem die städtischen Gebäude saniert und etwa auf LED-Beleuchtung umgerüstet werden sollen; obendrein ist die Planung großer Nahwärmenetze, um die Wärmeversorgung unabhängig von Gas oder Öl zu machen, in Arbeit. Ansonsten steht eine Fassaden- oder Dachbegrünung an, sowie die Pflanzung zahlreicher neuer Bäume.

Persönlich bewegt sich Jan Peter Seidel gerne in der Natur und kommuniziert gerne mit Menschen. Er zeigt sich sehr motiviert, bei der nächsten Bürgermeisterwahl in sieben Jahren wieder teilzunehmen, um weitere acht Jahre das Amt auszuführen. Seine Begründung liegt hierbei darin, dass Seidel die Projekte, die er anfängt und plant, auch miterleben und an diesen in Zukunft weiterhin als Bürgermeister arbeiten will. In der Stadt gebe es noch viel zu tun. Er möchte mitgestalten und sehen, was man in Neckargemünd noch voranbringen und aufbauen kann. Kurzum: Jan Peter Seidel erscheint als engagiert, freundlich und ambitioniert mit viel Leidenschaft in seinem Beruf. Er handelt sehr motiviert, motiviert stetig seine Mitarbeiter und ist offen für neue Ideen, um Neckargemünd nach vorne zu bringen, damit diese Stadt noch weiterhin viele Jahre attraktiv für jegliche Generationen bleibt.

Wieso Graffiti viel mehr als nur Gekritzel ist: Eine Form der Kommunikation, des Protestes, der Kunst

Versteckt in Farbe: Die Sprache der Sprayer

Von Sali Omar-Adib, Klasse 9c, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium Eppelheim

Graffiti ist viel mehr als nur Farbe auf Beton. Für viele Menschen ist es eine Form, sich auszudrücken – laut, sichtbar und kreativ. Was aussieht wie wildes Gekritzel, hat oft eine tiefere Bedeutung.

Moderne Graffiti entstanden in den 1970er-Jahren in New York. Viele Jugendliche wollten damals vor allem eines: gesehen werden. Wer seinen Namen oder ein Symbol auf Züge und Wände sprühte, zeigte: Ich bin da. Ich gehöre dazu. Bis heute nutzen viele Menschen Graffiti, um ihre Meinung zu zeigen – manchmal als Protest, manchmal als Kunst.

Was bedeuten die Symbole? Sprayer verwenden oft Codes und Zeichen, die nur Kenner verstehen. Eine Krone bedeutet etwa: „Ich bin einer der Besten hier“. Eine Träne steht für Erinnerung oder Trauer. Ein Auge für Überwachung oder Aufmerksamkeit, durchgestrichene Tags als Zeichen von Ablehnung. Oft werden auch Zahlen, die für die Position der Buchstaben im

Alphabet stehen, genutzt als Abkürzungen für politische Botschaften.

Viele entwickeln ihren eigenen Stil, ihre „Sprache“, auf der Wand. Graffiti ist mehr als Kunst oder Ärgernis – es ist eine Form der Kommunikation. Wer die Symbole versteht, sieht plötzlich: An Wänden wird nicht nur gemalt – dort wird gesprochen. Versteckt in Farbe.

Angelika Seeling blickt zurück auf ein Leben hinter der Mauer

„Arbeitslosigkeit fanden wir erschreckend“

Von Carla Seeling, Klasse 9c,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Deutschland unter den Siegermächten Amerika, Frankreich, Großbritannien und der Sowjetunion aufgeteilt. Bald darauf schlossen die drei ersteren ihre Besatzungsgebiete zu einer Westzone zusammen. Aus ihr entstand die Bundesrepublik Deutschland, BRD. In der sowjetischen Zone entstand die Deutsche Demokratische Republik, DDR. Meine Großmutter Angelika Seeling ist zur DDR-Zeit geboren. Ich habe sie über das Leben dort befragt.

Wie alt warst du zur Zeit der DDR?

Angelika Seeling: Ich bin 1951 geboren, habe also meine Kindheit in der DDR verbracht und war zur Zeit der Wiedervereinigung 39 Jahre alt.

War Arbeitslosigkeit ein Problem damals?

Es gab keine Arbeitslosigkeit. Wir hatten Verwandte in der BRD, die uns über die Arbeitslosigkeit dort erzählt hat. Und auch in den Nachrichten im Fernsehen hat man darüber gehört. Zwar war es eigentlich verboten, westdeutsches Fernsehen und Radio zu sehen und zu hören, aber ein Großteil der Menschen konnte trotzdem diese Medien empfangen. Die Arbeitslosigkeit dort fanden wir total erschreckend und befremdlich, denn wir kannten so etwas ja gar nicht. Wir haben dann immer gedacht: „Arbeitslos, wie gibt es denn so etwas?“



Angelika Seeling früher in der DDR und heute. Fotos: privat

Wie waren die Preise damals im Vergleich zu heute?

Damals hat man nicht so viel verdient, aber dadurch waren die Preise auch sehr gering. Ein Brötchen hat zum Beispiel fünf Pfennige gekostet. *(in heutiger Währung entspräche dies der Zahl nach einem halben Cent.)*

Gab es Einkommensunterschiede zwischen verschiedenen Berufen?

Es gab weder Millionäre noch Menschen, die vom Bürgergeld gelebt haben. Es haben fast alle das Gleiche an Lohn für ihre Arbeit bekommen. Da es ein Arbeiter- und Bauernstaat war, haben die Arbeiter manchmal sogar mehr verdient als die, die im Büro gearbeitet haben. In den 80er Jahren hat man zwischen 800 bis zu 1300 Ostmark im Monat verdient.

(Ein Vergleichswert in Euro lässt sich nicht nennen, da die DDR-Mark eine reine Binnenwährung war. 1983 gaben private Wechselstuben in Westberlin für eine DDR-Mark 22 DM-Pfennige. Dies entspräche 11 Cent, 1300 Ostmark entsprächen nach diesem Beispiel 286 DM und demzufolge rund 146 Euro)

Hattest du jemals Angst davor, von der Stasi überwacht zu werden?

Wir wussten, dass wir manchmal überwacht wurden. Unser Polizist hat zum Beispiel immer geguckt, ob wir zum Ersten Mai, dem wichtigsten Feiertag in der DDR, die Fahne gehisst haben. Direkt Angst hatten wir allerdings nicht. Wir waren damals einfach ein bisschen blauäugig. In unserem Umfeld haben wir aber auch nicht gehört, dass jemand verhaftet wurde.

Habt ihr etwas von der Lebenssituation der Menschen aus Westdeutschland gehört?

Menschen aus der BRD konnten für einen Verwandtschaftsbesuch in die DDR reisen. Wir haben also manchmal Besuch gehabt von Verwandten aus Hannover, die westdeutsche Artikel mitgebracht haben wie Jeans, Schokolade und guten Bohnenkaffee. Da haben wir immer gestaunt, was die Westdeutschen alles haben. Wir wussten, dass das Leben in Westdeutschland viel besser war.

Hast du den Mauerfall als positiv empfunden?

Ja! Wir waren total euphorisch. Diesen Tag zu erleben war für uns unvergesslich. Städte, die eigentlich nah waren, waren durch die Grenze unerreikbaar. Auf einmal konnten wir dort hinfahren. Da haben wir erst richtig gemerkt, wie eingesperrt wir gewesen sind.

Gab es denn einen Unterschied zwischen dem Leben vor und nach dem Mauerfall?

Auf jeden Fall. Ganz wichtig war die Meinungsfreiheit und die Reisefreiheit, die wir ab diesem Zeitpunkt hatten. Für viele war es auch toll, endlich ein Auto zu kaufen, ohne jahrelang darauf warten zu müssen. Das einzig Schlimme war, dass wir schlagartig die Arbeitslosigkeit kennengelernt haben, weil so viele Betriebe geschlossen haben. Viele Produkte der DDR waren auf dem Weltmarkt überhaupt nicht wettbewerbsfähig. Ich wurde selbst sofort arbeitslos und konnte damit gar nicht umgehen. Aber das hat sich auch geregelt.

Leimener Gedenken an den Genozid an den Armeniern wie auch an den Aramäern

Vergessene Opfer

Von Jonathan Can und
Boghos Nazaryan, Klasse 9a,
Friedrich-Ebert-Gymnasium
Sandhausen

Vor etwa zehn Jahren wurde auf dem Grundstück der syrisch-orthodoxen Gemeinde in Leimen ein Denkmal zur Erinnerung an den rund zweijährigen Genozid an den Aramäern eingeweiht. Seit 2021 besteht das Denkmal nicht mehr vor Ort. Grund dafür ist der noch andauernde Kirchenneubau der Gemeinde. Ob und wo ein neues Denkmal nach Vollendung der Kirche er-

baut wird, ist allerdings noch nicht bekannt. Die syrisch-orthodoxe Gemeinde hatte mit dem Denkmal der Opfer der christlichen Minderheiten im Osmanischen Reich gedenken wollen. Darunter waren auch die Aramäer. Denn während der Genozid an den Armeniern mittlerweile international anerkannt ist, bleibt das Schicksal der Aramäer weitgehend im Schatten der öffentlichen Aufmerksamkeit. Nicht nur Aramäer, sondern auch andere Minderheiten, wie Chaldäer oder Griechen, waren wegen ihrer Religion immer wieder Verfolgung und Dis-

kriminierung ausgesetzt. Unter dem Vorwand der Sicherheitsbedenken wurden im Osmanischen Reich systematische Deportationen und Massaker an den christlichen Minderheiten begangen. Historiker schätzen, dass zwischen 1915 und 1918 bis zu 300 000 Aramäer und 1,5 Millionen Armenier getötet wurden. Ganze Dörfer wurden ausgelöscht, Kirchen zerstört und kulturelles Erbe vernichtet. Besonders betroffen war die Region Tur Abdin im Südosten der heutigen Türkei, ein historisches Zentrum des aramäischen Christentums. Viele Überlebende flo-

hen in Nachbarländer oder wurden in die syrische Wüste deportiert, wo sie unter unmenschlichen Bedingungen ums Leben kamen. Trotz der Schwere des Verbrechens wird der Genozid an den Aramäern bis heute von der Türkei nicht anerkannt. Auch international findet er nur wenig Beachtung. Erst in den letzten Jahren haben einige Parlamente, darunter das syrische Parlament im Jahr 2020, die Massaker offiziell als Völkermord eingestuft. Daher setzt sich die aramäische Kirche dafür ein, das Bewusstsein für den vergessenen Genozid zu schärfen.

Die Tafel Neckargemünd hilft, wo staatliche Fürsorge oft versagt

Wenn das Geld nicht mehr reicht

Von Lina Schubert und Tabea Geiß,
Klasse 9a, Max-Born-Gymnasium,
Neckargemünd

Steigende Preise, teure Mieten und der tägliche Einkauf wird zur Herausforderung – besonders für Menschen mit wenig Einkommen. In dieser Situation ist die Arbeit der Tafel wichtiger denn je. Die Tafel in Neckargemünd unterstützt wöchentlich rund 300 Bedürftige, in den Nachbarorten Schönau und Bammental sind es jeweils etwa 100. Dahinter steht eine beeindruckende Organisation – komplett auf ehrenamtlicher Basis.

■ Wer darf zur Tafel kommen?

Nicht jeder kann einfach so das Angebot der Tafel nutzen. Wer Hilfe benötigt, braucht eine spezielle Kundenkarte. Diese erhält man nur, wenn das gesamte Nettoeinkommen unter einer bestimmten Grenze liegt. Damit wird sichergestellt, dass die Unterstützung auch genau bei denen ankommt, die sie am dringendsten brauchen.

■ Wie sieht ein Tag bei der Tafel aus?

Die Arbeit beginnt früh am Morgen. Zuerst werden Lebensmittelspenden von Supermärkten, Bäckereien, Tankstellen oder auch von Einzelpersonen eingesammelt. Anschließend folgt ab zehn Uhr das Aussortieren – nicht alles, was nicht verkauft wurde, ist automatisch noch genießbar. Nur einwandfreie Waren werden verkauft. Zu den Öffnungszeiten findet dann die eigentliche Verteilung statt.

■ Was bietet die Tafel konkret an?

Die Tafel verteilt überschüssige,



Seit eineinhalb Jahrzehnten gibt es die Tafel im Neckargemünd, die von vielen Helferinnen und Helfern unterstützt wird. Foto: privat

aber noch einwandfreie Lebensmittel, die von Supermärkten, Bäckereien und manchmal auch Privatpersonen gespendet werden. Es handelt sich um Waren, die aus dem Sortiment genommen worden oder kurz vor dem Mindesthaltbarkeitsdatum stehen, aber noch problemlos verzehrbar sind. „Wir sortieren, lagern und geben alles strukturiert aus. Besonders wichtig ist uns der respektvolle Umgang mit den Menschen“, betont die Mitarbeiterin. Die Bedürftigen erhalten regelmäßig eine Auswahl an Grundnahrungsmitteln, Obst, Gemüse und manchmal auch Hygieneartikel – je nachdem, was verfügbar ist.

■ Wie kam es zur Gründung?

Rita Hütter gründete die Tafel in Neckargemünd vor 15 Jahren. 2015, als viele Flüchtlinge aus Syrien nach Deutschland kamen, entschied eine Mitarbeiterin sich dazu, mitzuhelfen. „Ich wollte wissen, wie es den Menschen wirklich geht“, teilte sie uns mit. Heute sagt sie, dass der persönliche Kontakt mit den Menschen sie stark geprägt hat bzw. immer noch prägt.

■ Warum steigt die Nachfrage?

Deutlich angestiegen ist die Nachfrage bei der Tafel in den letzten Jahren – das bestätigen auch die Helferinnen und Helfer. Besonders in Krisenzeiten suchen mehr Menschen Unterstützung. 2015, zur Zeit der Flüchtlingswelle aus Syrien, melde-

ten sich plötzlich 90 neue Bedürftige, die jetzt aber das Angebot der Tafel nicht mehr benötigen. Heute, im Jahr 2025, kommen etwa 80 Prozent der Hilfesuchenden aus der Ukraine – eine Folge dieses anhaltenden Kriegs. Hinzu kommen steigende Lebenshaltungskosten, Inflation und wachsende soziale Ungleichheit. Viele Menschen rutschen plötzlich in Armut ab und sind auf Hilfe angewiesen, obwohl sie vorher mit ihrem Einkommen ausgekommen sind.

■ Wie können Schüler helfen?

Auch junge Menschen können ihren Beitrag leisten. In vielen Schulen gibt es inzwischen Spendenaktionen für die Tafel – zum Beispiel zu Weihnachten oder zum Erntedankfest. Dabei werden vor allem haltbare Lebensmittel gesammelt, die sich gut lagern und verteilen lassen, etwa Nudeln, Mehl oder Konserven. Schülerinnen und Schüler können außerdem durch eigene Projekte, Info-Aktionen oder einfach durch Gespräche mit Familie und Freunden auf das Thema aufmerksam machen.

■ Was motiviert die Helfer?

Was die Tafel Neckargemünd besonders auszeichnet, ist das Engagement der Ehrenamtlichen. Jede Aufgabe – vom Abholen der Waren bis zur Ausgabe – wird freiwillig übernommen. Niemand bekommt Geld dafür, und dennoch arbeiten alle mit großem Einsatz. Warum? Weil sie sehen, wie wichtig ihre Arbeit ist. Weil sie etwas bewegen. Und weil sie täglich spüren, dass ihre Hilfe tatsächlich ankommt.

Bosnien-Herzegowina liegt auf dem Balkan ging einst aus Jugoslawien hervor

Ein Land zwischen Krise und Hoffnung

Von Dzemila Feta, Klasse 9c,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Lage und Geschichte

Bosnien-Herzegowina liegt auf dem Balkan und entstand nach dem Zerfall Jugoslawiens. Die Hauptstadt ist Sarajevo. Nach Jahrhunderten unter osmanischer und österreichisch-ungarischer Herrschaft wurde das Land 1992 unabhängig. Es folgte ein blutiger Krieg, der erst 1995 durch das Friedensabkommen von Dayton beendet wurde. Seitdem ist Bosnien in zwei Teile gegliedert: Die Föderation

Bosnien und Herzegowina und die Republika Srpska (mehrheitlich Serben).

Politische Situation heute

2025 steckt das Land in der schwersten Krise seit dem Dayton-Abkommen. Der Präsident der Republika Srpska, Milorad Dodik, treibt die Abspaltung seines Landesteils voran. Das Parlament der Republika Srpska plant eine neue Verfassung und eigene Streitkräfte, was das Friedensabkommen gefährden würde. Gegen Dodik wurde ein Haftbefehl erlassen, weil er die staatliche Ordnung angegriffen hat.

Er ignoriert jedoch die Justiz und verschärft damit die Krise weiter.

Gefahr eines neuen Konflikts

Viele Menschen in Bosnien haben Angst vor einem neuen Krieg. Experten warnen, dass die Abspaltungspläne der Republika Srpska die Stabilität des Landes zerstören könnten. Die internationale Gemeinschaft, darunter die EU, hat ihre Truppenpräsenz verstärkt, um den Frieden zu sichern

Hoffen auf die EU

Trotz der Krise gibt es Hoffnung: Die

EU hat beschlossen, Beitrittsverhandlungen mit Bosnien-Herzegowina zu beginnen. Das Land muss dafür noch wichtige Reformen umsetzen, aber die Aussicht auf eine EU-Mitgliedschaft gibt vielen Menschen Zuversicht für die Zukunft

Am Scheideweg

Bosnien-Herzegowina steht an einem Scheideweg. Die politische Krise bedroht den Frieden, doch die Hoffnung auf die EU und internationale Unterstützung geben dem Land eine Perspektive auf Stabilität und Wohlstand.

Eine Truppführerin aus Waldhilsbach berichtet vom Alltag als Frau in der „Männerdomäne“ Feuerwehr

Mit Herz und Helm: Frauen in der Feuerwehr

Von Leni Haffner, Klasse 9c, Max-Born-Gymnasium Neckargemünd

„Feuerwehr ist Männersache“: Das haben wir alle schon einmal gehört – aber stimmt es auch? Natürlich nicht! Das findet auch die Freiwillige Feuerwehr Neckargemünd, Abteilung Waldhilsbach. Die RNZ-Schülerreporter interviewten dazu Katharina, die bei der Freiwilligen Feuerwehr in Waldhilsbach Truppführerin ist.

Katharina, was war Ihr schönster Moment bei der Feuerwehr?

Katharina: Es gibt so viele, dass es mir schwer fällt, mich zu entscheiden. Es fängt schon in der Jugendfeuerwehr an, wenn man etwa die Jugendflamme, das ist ein Leistungsabzeichen, geschafft hat. Oder mal bei einem Wettkampf den ersten oder zweiten Platz errungen hat. Die Ausflüge oder Zeltlager haben mir auch immer richtig viel Spaß gemacht. Der nächste große Schritt war der Grundlehrgang, wenn man dann endlich in die Aktive Feuerwehr durfte. Oder auch einfach die Gruppe, die mit mir den Lehrgang gemacht hat. Wir haben uns danach auch noch oft privat getroffen – und bei manchen Einsätzen trifft man sich dann auch wieder. Es macht auf jeden Fall richtig viel Spaß.

Welche Vorteile hätte eine höhere Frauenquote?

Ich denke, für die Jugend- und Kinderfeuerwehr ist es wichtig, auch weibliche Betreuerinnen zu haben, um alle Kinder zu betreuen.

Fühlen Sie sich bei den Arbeiten gleichbehandelt?

Ja, absolut. Es gibt natürlich immer mal wieder schwere Arbeiten, die dann die Männer übernehmen, aber das hat natürlich auch körperlich etwas damit zu tun, da Männer einfach anders gebaut sind.

Warum haben Sie sich für eine Mitgliedschaft entschieden?

Ich wurde einmal mit in die Jugendfeuerwehr genommen – und das hat mir so gut gefallen, dass ich einfach nicht mehr gegangen bin. Wenn man einmal in der Feuerwehr drin ist, dann will man da auch nicht mehr raus, weil es einfach ein so tolles und lustiges Team ist.

Warum ist der Frauenanteil so gering?

Die Feuerwehr hat natürlich doch noch etwas mit Kraft zu tun. Man muss fit sein, zum Beispiel die Schläuche tragen oder schwere Gerätschaften, dann auch mal ins Feuer reingehen. Ein anderer Grund ist vermutlich auch der Mut, erstmal bei



Leni (l.) von der Jugend- mit Katharina von der aktiven Feuerwehr. Foto: privat

der Feuerwehr anzufangen, da es ja doch eher so eine Männerdomäne ist.

Welche strukturellen Barrieren müssen noch überwunden werden?

In den meisten Feuerwehrhäusern ist es gar nicht möglich, dass sich Frauen separat von den Männern umziehen. Wir haben diese Möglichkeit in Waldhilsbach. Das hat Vor-, aber auch Nachteile. Klar, ist es manchmal Frauen und Männern lieber, sich nicht voreinander umzuziehen, aber manchmal hat es eben auch den Vor-

teil, da man sich so schneller miteinander über den Einsatz besprechen kann. Die Einsatzkleidung ist eher für Männer ausgelegt, aber die Frauen ziehen nach: Also es wird demnächst auch geschaut, dass es noch andere Schnitte gibt, die dann Frauen besser passen.

Wie wünschen Sie sich, soll die Feuerwehr denn in zehn Jahren aussehen?

Ich denke, man kann da gar nicht so viel machen, da das alles sehr viel Geld kostet. Trotzdem sind wir gut ausgerüstet, da zum Beispiel die Gerätschaften immer kompakter werden. Was ich natürlich immer hoffe ist, dass wir viel Nachwuchs bekommen. Wir haben jetzt auch seit Neuestem eine Kinderfeuerwehr zusätzlich zur Jugendfeuerwehr. Da können auch schon die Kleinsten zur Feuerwehr kommen, mithelfen – und natürlich Spaß haben.

Was würden Sie Frauen sagen, die gerne in die Feuerwehr gehen würden, sich aber nicht trauen?

Nehmt euren Mut zusammen, geht da hin und fragt, ob ihr zum Beispiel bei einer Übung zuschauen dürft. Oder informiert euch beim Tag der offenen Tür, da gibt es meistens ein paar mehr Interessenten, dann seid da auf jeden Fall auch nicht allein.

Warum die Mitgliedschaft bei der Freiwilligen Feuerwehr so bedeutsam ist und was diese ausmacht

Eines der wichtigsten Ehrenämter überhaupt

Von Marius Neureither, Klasse 9b, Max-Born-Gymnasium Neckargemünd

Feuer, Explosionen, Überschwemmungen, Waldbrände, Unfälle und Katastrophalarm: Immer wieder sind wir in Notlagen angewiesen auf die Feuerwehr. Laut dem Deutschen Feuerwehrverband gab es Ende 2022 in Deutschland 23 297 Freiwillige Feuerwehren, 116 Berufsfeuerwehren, 23 934 Jugendfeuerwehren und 761 Werkfeuerwehren. Es waren im Jahr 2022 über eine Million Personen in der Freiwilligen Feuerwehr aktiv.

Der Landesfeuerwehrverband klärt auf, dass nach dem Feuerwehrgesetz Baden-Württemberg es die Pflicht der Städte und Gemeinden ist, den örtlichen Gegebenheiten eine entsprechend leistungsfähige Feuerwehr aufzustellen, auszustatten und zu unterhalten. Erst ab Städten mit

100 000 Einwohnern wie Heidelberg ist eine Berufsfeuerwehr vorgeschrieben. Die Mitglieder in der Freiwilligen Feuerwehr sind ehrenamtlich tätig. Jugendarbeit wird in den meisten Feuerwehren großgeschrieben. Los geht's für viele in der Jugendwehr.

In Neckargemünd dürfen schon die jüngsten an den Start bei den Feuer-salamandern. Dort werden Kinder ab sechs Jahren an die Feuerwehraufgaben spielerisch herangeführt. Die Jugendfeuerwehr besucht man in der Regel ab dem zehnten bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres. In der Nachwuchsorganisation finden verschiedenste Aktivitäten statt. In wöchentlichen Übungen wird sich hauptsächlich mit feuerwehrtechnischen Themen befasst wie Löschan-griff, Funk, technische Hilfeleistung und Erste Hilfe. Darüber hinaus werden aber auch Ausflüge, Zeltlager,

Christbaumsammelaktionen, Absicherung des Martinsumzuges und ein Berufsfeuerwehrtag organisiert.

Traditionell am 1. Mai veranstaltet die Freiwillige Feuerwehr samt Jugendabteilung einen Tag der offenen Tür, um den Bürgern ihre Arbeit und Ausstattung vorzustellen. Im Rahmen der Jugendwehr kann man verschiedene Abzeichen erhalten und Prüfungen durchlaufen: etwa die Jugendflamme 1 bis 3 und die Leistungsspange. Nach der Grundausbildung beginnt für einen Großteil der aktive Feuerwehrdienst mit Übungsdiensten, Lehrgängen und Fortbildungen sowie dem Einsatzdienst.

Feuerwehren müssen Brände bekämpfen, noch häufiger bei der Rettung von Menschenleben technische Hilfe leisten. Früh wird in der Kinder- und Jugendarbeit Wert gelegt auf Kameradschaft, Zusammenhalt und

Teamwork. Sonst könnte keine Feuerwehr existieren. Und ohne Ehrenamt wäre eine Feuerwehr undenkbar. In Deutschland gibt es Gesetze, die Angehörigen der Freiwilligen Feuerwehr während der Arbeitszeit bei Einsätzen das Entfernen vom Arbeitsplatz bei Lohnfortzahlung durch den Arbeitgeber erlauben.

„Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“, lautet ein Feuerwehr-Spruch, der den Zweck der Hilfsorganisation beschreibt. Als Feuerwehrmitglied geht es darum, anderen zu helfen und sich gesellschaftlich zu engagieren. Bei der Freiwilligen Feuerwehr zu sein, ist eine der wesentlichsten ehrenamtlichen Tätigkeiten. Es bleibt zu hoffen, dass es weiter viele engagierte Menschen in Deutschland gibt, die freiwillig, unentgeltlich und gemeinwohlorientiert als Floriansjünger für uns alle eine wichtige Aufgabe erfüllen.

„All the things she said“: Julia Volkova wurde als Sängerin von „T.a.T.u.“ mit 14 Jahren weltberühmt

Vom Kind mit Träumen zur Pop-Ikone

Von Sophia Trost und Caro Arnold,
Klasse 8a, Otto-Graf-Realschule
Leimen

Julia Volkova wurde als Sängerin des russischen Pop „T.a.T.u.“ international bekannt. Mit dem Song „All the Things She Said“ prägte sie Anfang des Jahrtausends die Musikszene. Im Interview für „Schüler machen Zeitung“ spricht sie über ihre Karriere, die Zeit mit T.a.T.u und ihre aktuellen Projekte.

Frau Volkova, mit wie vielen Jahren haben Sie entschieden, das Sie singen möchten?

Julia Volkova: Ich war fünf Jahre alt. Ich wollte Klavierspielen und Mamas Freundin war eine Musiklehrerin. Die Freundin von meiner Mutter hat mich Singen gehört und fand, dass ich auf eine Musikschule gehen sollte. Als ich klein war, habe ich mir immer bekannte Sänger angeschaut und wollte immer so werden wie sie. Das war schon immer mein Traum und ich habe immer gewusst, dass ich so bekannt werde wie sie.

Wie haben Ihre Eltern reagiert?

Meine Mama hat mich auch an der Musikschule angemeldet und mich bei jeder Sache unterstützt. Ein bisschen später ging ich zu einer Organisation, die sich mit Kindern beschäftigt hat und auch im Fernsehen aufgetreten sind; die heißen Neposedy. Durch diese Erfahrung bin ich mit meiner Gruppe oft gegen verschiedene andere Gruppen aufgetreten. Entweder haben wir gewonnen oder verloren – aber so oder so sammelte ich durch diese Auftritte viel Erfahrung, vor Kameras und mit verschiedenen Leuten aufzutreten. Ich habe auch Erfahrungen als Schauspielerin, da ich kleine Rollen in Kin-



Julia Volkova gehörte zur erfolgreichsten russischen Band überhaupt. Foto: privat

derfilmen gespielt habe. Meine Eltern haben mich in der Zeit immer unterstützt.

Sie wurden mit 14 Jahren sehr berühmt. Jeder kannte Sie. Wie kamen Sie damals mit dem Druck zurecht – zumal Sie in dieser Phase ja auch mitten in der Pubertät steckten?

Ich habe mich sehr gut dabei gefühlt, weil das immer mein Traum war. Durch die Erfahrung mit meiner Kindergruppe hatte ich nicht mehr so viel Angst vor Kameras und vor Auftritten. Mir war immer bewusst, dass das Teil meines Berufs ist,

immer erkannt und gefilmt zu werden. Für mich kam es dann aber doch sehr unerwartet, dass wir direkt nach dem ersten Video sehr schnell berühmt geworden sind.

Wie haben Ihre Mitschüler reagiert, als Sie so bekannt geworden sind?

Unterschiedlich. Mein Freundeschaftskreis hat sich verändert. Manche hatten einen großen Neid gegenüber mir entwickelt. Sie haben dann überall Gerüchte verbreitet. Mit meinen Freunden, mit denen ich groß geworden bin, hat sich nicht wirklich etwas verändert – und ich habe mich eigentlich durch den Ruhm auch nicht wirklich verändert. Ich bin nicht hochnäsiger geworden. Meine Freunde haben mich immer unterstützt und wir hatten eine tolle Zeit zusammen.

Wir konnten Sie durch die Reise noch auf die Schule gehen?

Als ich mit T.a.T.u angefangen habe, hatte ich schon einen Abschluss. Ich habe zu dem Zeitpunkt eine musikalische Ausbildung angefangen.

Sie waren durch die Tournees oft nicht zu Hause, obwohl Sie noch ein Kind waren. Wie kamen Ihre Eltern damit klar?

Ich hatte 25 bis 28 Auftritte pro Monat, hetzte von Flugzeug von Flugzeug, von Zug zu Zug. Mein erwachsenes Leben hat relativ früh angefangen. Mit 14 bis 16 Jahren hatte ich keine Jugend gehabt, denn ich war immer arbeiten. Meine Eltern haben sich natürlich Sorgen gemacht, wir haben uns sehr arg vermisst. Telefonisch waren wir jeden Tag in Kontakt.

Anfang 2000 gab es noch nicht so viele soziale Medien wie heute zum Beispiel Tiktok und Instagram. Doch trotzdem wurde viel über euch be-

richtet, im Fernsehen wie in Zeitungen; doch nicht jeder Artikel war positiv. Wie habt Ihr darauf reagiert?

Ich bin so ein Mensch, der negative Berichte nicht an sich heranlässt. Am Anfang habe ich mir alles durchgelesen und habe mich gewundert, warum Leute so etwas schreiben. Aber mir war alles egal. Ich habe nie irgendetwas zurückgeschrieben. Im Show-Business gibt es eine Redewendung. ‚Wenn Leute auch schlecht über dich reden, bist du trotzdem interessant‘. Es gibt Arten von Journalisten, die nur etwas Schlechtes schreiben. Mit uns wurde auch viel gesprochen und erklärt. Wenn auch heute noch schlecht über mich geschrieben wird, reagiere ich nicht drauf. Ich habe meine Meinung und lebe weiter.

Was würden Sie Kindern und Jugendlichen empfehlen, die immer Bilder im Internet posten und nur auf Kommentare von anderen Leuten warten?

Wichtig ist es, ein Ziel zu haben. Auf das Ziel zuzugehen, niemandem zuhören und auf keine andere Meinung reagieren. Ihr sollt gute Menschen sein: offen und hilfsbereit. Ich verstehe, dass wir in einer Welt leben, wo es zwei Welten gibt. Eine Seite im Internet und die andere in der Realität. Man muss lernen, in beiden Welten zu leben und nicht nur in den Sozialen Medien. Man sollte sich öfter mit Freunden treffen und über Erlebnisse berichten, anstatt im Internet Fotos zu posten und man sollte nicht krankhaft Bilder im Internet posten und auf Kommentare warten. Wenn schon, dann könnte man sowas als Hobby machen. Das Wichtigste ist, eine eigene Meinung und Ziele zu haben und diese zu verwirklichen. Und immer nach vorne gehen und nicht auf die Meinung von anderen hören.

Warum Influencer auf Kameras wie die Canon G7X schwören

Klick für Klick zum perfekten Moment

Von Reyhan Elif Ipek, Klasse 9a, Max-Born-Gymnasium Neckargemünd

Influencer weltweit inszenieren ihr Leben mit der Canon PowerShot G7X – einer Kamera, die in der Szene Kultstatus erreicht hat. Ob am Sandstrand von Bali, vor bunten Häusern im Londoner Viertel Notting Hill oder beim Cappuccino in Paris: Die kom-

pakte Digitalkamera ist der geheime Star hinter den makellosen Urlaubsbildern auf Instagram, Tiktok und Co.

Die G7X vereint eine handliche Größe, scharfe Bildqualität und ein lichtstarkes Objektiv, das auch bei schlechten Lichtverhältnissen zauberhafte Ergebnisse liefern kann. Das klappbare Display ermöglicht perfekte Selfies und Vlogs, weshalb die

Kamera ideal für Solo-Reisende und Lifestyle-Blogger ist, die ihre Reisen wie aus einem Magazin dokumentieren möchten.

Auch Alternativen wie die Sony ZV-1, speziell für Content Creator entwickelt, und die Fujifilm X100V mit Retro-Design und cineastischem Bildlook sind beliebt. Insgesamt bevorzugen viele Influencer Kameras

zum Fotografieren statt Smartphones – wegen der besseren Bildqualität bei schwierigen Lichtverhältnissen und dem professionelleren Eindruck. Letztlich ist es die Sehnsucht nach dem perfekten Moment, der perfekt festgehalten werden soll – und dafür greifen Influencer zur Canon G7X oder einer ihrer stilvollen Geschwister.

Die faszinierende Welt der Performancekünstlerin „DADA“

Aus Alt mach Kunst

Von Sophia Trost, Klasse 8a,
Otto-Graf-Realschule Leimen

In Winterbach im Remstal bei Stuttgart lebt und arbeitet Katharina Trost, besser bekannt unter ihrem Künstlernamen DADA. Ich, ihre Nichte, führte ein Interview mit meiner Tante, die nun schon seit fast drei Jahrzehnten als freischaffende Performancekünstlerin arbeitet. Im Interview spricht sie über ihren ungewöhnlichen Weg zur Kunst, ihre Inspirationsquellen – und warum ihre Arbeit für sie eine echte Berufung ist.

Katharina, wie kamst Du zu Deinem Beruf?

DADA: Früher wurde mir oft gesagt, dass ich irgendwann eine Künstlerin werden soll. Ich habe das damals noch nicht sehen wollen und habe erst mal einen anderen Weg eingeschlagen. Zunächst machte ich meine handwerkliche Ausbildung zur Schneider-Meisterin, anschließend ging ich zum Staatstheater, um dort festzustellen: Ich möchte nicht diejenige sein, die die Sachen näht – sondern die, die sie entwirft. Um das aber auch gut zu können und umzusetzen, besuchte ich die staatliche Modeschule. Stuttgart bekam dann eine Begabtenförderung nach Barcelona, wo ich am Grand Theater Liceu für ein halbes Jahr arbeiten durfte. Von dort zurück ging ich an die staatliche Akademie der bildenden Künste in Stuttgart zu Professor Jürgen Rose, um dort Kostüm und Bühnenbild zu studieren – um zum Schluss bei der wunderbaren Performance-Professorin Joan Jonas aus New York und dem wunderbaren Performer Ulay meinen Weg als Performerin zu finden. Das alles war für mich ein sehr wichtiger Prozess, der mich zu der Arbeit geführt hat, die ich heute mache.



Katharina Trost alias „DADA“ in ihren Räumen von „DADAs Art“. Foto: privat

Welche Kunstarten führst Du aus?

Ich bin Profikünstlerin und mache Performancekunst, Installationskunst und Kunstobjekte. Ein schönes Beispiel sind meine Schmetterlinge. Ich habe Puppen, die relativ alt sind, schön verziert und aus ihnen ein Kunstwerk hergestellt. Genau das mache ich mit all meinen Kunstwerken: Aus meist für andere Menschen wertlose Dingen entstehen meine Objekte.

Gibt es mehrere Künstler in der Familie?

Mein Mann ist auch Künstler: ‚Thitz‘. Er malt seine Kunstwerke auf Tüten. Doch nicht nur er ist Künstler, sondern auch meine beiden Omas waren künstlerisch begabt.

Wie lange bist Du schon Künstlerin?

Seit 1998 bin ich freischaffende Berufskünstlerin. Es ist eine Berufung und das Beste, was mir passieren konnte. All meine anderen Berufe haben mich zur Kunst gebracht und der ganze Prozess war absolut notwendig.

Was inspiriert Dich für neue Ideen?
Ich wache auf und all meine Ideen sind da. Ich würde so gerne alles machen, was mir im Kopf liegt. Doch leider ist es viel zu viel. Aber zum Glück gibt es Skizzenbücher, in denen man wenigstens auf die Schnelle etwas festhalten kann und dann versuche ich, alles irgendwann umzusetzen.

Wie viel kostet ein Kunstwerk von Dir?

Das ist natürlich unterschiedlich. Es kommt meistens drauf an, wie groß

die Arbeit ist, und wie arbeitsintensiv. Das günstigste Kunstwerk ist so um 15, das Teuerste so um die 5000 Euro wert.

Wie viele Kunstwerke verkaufst Du pro Monat?

Auch das ist sehr verschieden. Es kommt auch drauf an, wie viele Ausstellungen man hat, oder auf wie vielen Events man eingeladen ist.

Wurde schon mal ein Bericht über sie geschrieben?

Ja, der letzte war im April 2025 über mein neues Projekt „Dadas Art-Kunst braucht Raum“. Ich habe eine ganze Pressemappe und ich bin immer sehr froh, wenn mich Journalisten fragen, ob sie einen Bericht über mich schreiben können.

Und bist Du schon mal im Namen der Kunst gereist?

„Performance fünf Engel“ habe ich bereits 26 Mal in bisher 14 Ländern durchgeführt. Unter anderem in Brasilien und Florida. Und überall, wo ich hingehere, ist es auch eine Inspiration für neue Kunstwerke.

Wo hängen Deine Kunstwerke die meiste Zeit?

Es ist immer unterschiedlich, manchmal sind die Kunstwerke in privaten Kunstausstellungen oder Galerien, auf Kunstmessen und in Museen ausgestellt. Wenn sie verkauft wurden, hängen sie bei privaten Kunden oder in den Museen.

Info

DADA wohnt und arbeitet mit ihrer Familie, ihren drei Töchtern und ihrem Mann in Winterbach bei Stuttgart. Mehr Infos gibt es unter der Adresse www.dada-art.de

Wie Technik im Kampf gegen Plastikmüll in den Ozeanen hilft

Metall-Roboter als Meeresputzer

Von Johanna Böhme, Klasse 8c,
Realschule Neckargemünd

Jedes Jahr landen etwa 10 bis 19 Millionen Tonnen Müll im Meer, wobei Schätzungen variieren. Die Auswirkungen dieser Müllmassen sind schädlich für Meerestiere und Ökosysteme. Plastikmüll kann zu Verletzungen, Erstickung und bis zum Tod bei Meerestieren führen. Ganze Strände werden zu Müllhalden.

Doch nun kommen Roboter zum Einsatz. Sie reinigen die Umwelt – leise und ohne Schaden. Einer von ihnen heißt „WasteShark“. Er beseitigt den Müll an der Wasseroberfläche. Dabei sammelt er bis zu 160 Liter Müll pro Stunde ein. Erfunden wurde WasteShark von Richard Hardiman, einem Unternehmer aus Südafrika.

Auch unter Wasser gibt es Roboter, die zu Reinigung der Meere beitragen. Erfunden wurde dieser

Tauchroboter vom europäischen Projekt „SeaClear“. Er ist mit Kameras und Sensoren ausgerüstet. Er erkennt Müllteile am Meeresboden und greift diese mithilfe von seinem Arm auf. Hilfe bekommt er dabei aus der Luft von einer Drohne. Diese spürt Müllansammlungen auf und lotst den Roboter zu seinem Einsatzort.

Die Roboter befinden sich noch in der Testphase, doch erste Einsätze zeigen bereits Erfolge. In einigen

europäischen Städten sammeln diese Roboter jetzt schon regelmäßig Müll in Häfen und Kanälen ein. Langfristig sollen die Roboter aber auch im offenen Meer und rund um Inseln eingesetzt werden – dort, wo sich besonders viel Müll sammelt. Ich finde es beeindruckend, wie diese Technik bei der Säuberung der Meere hilft. Aber auch wir können dazu beitragen, unsere Welt zu schonen – indem wir versuchen, bewusster zu leben.

Wie der Eppelheimer Uwe Schneider dank einer perfekten Rettungskette seinen zweiten Geburtstag feiert

Man lebt nur zweimal ...

Von Samira Gärtner, Klasse 8a,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Der heute 67-jährige Eppelheimer Uwe Schneider erlitt im Jahr 2023 unerwartet einen Herzstillstand und musste reanimiert werden. Ich durfte nun ein Interview über die Geschehnisse dieses Tages mit ihm und seiner Ehefrau führen.

Herr Schneider, an welchem Tag geschah der Herzstillstand?

Uwe Schneider: Das war der 3. Juli 2023.

Wie lief der Tag davor ab?

Ganz normal. Ich ging zu meiner Chemotherapie, was auch recht gut verlief, allerdings musste ich noch eine Infusion angelegt bekommen. Dann bin ich normal nach Hause gefahren – und das war's dann.

An diesem Punkt enden also Ihre Erinnerungen?

Ja. Ich weiß nur noch, dass ich in mein Büro gegangen bin und von da an ist alles dunkel und schwarz.

Ab diesem Punkt berichtet mir Schneiders Ehefrau Anneliese Schneider über die weiteren Geschehnisse. Sie war an jenem Abend vor Ort, was ihrem Mann das Leben rettete, und erinnert sich noch genau an alles:

„Er klagte über innere Unruhe und wollte sich im Büro etwas ablenken. Kaum, dass er im Büro war, hörte ich ihn mich rufen und dann ‚hat es einen Schlag gemacht‘. Als ich rüberkam, lag er auf dem Boden mit einer Platzwunde am Kopf, den er sich am Bett angestoßen hatte und Blut war auf dem Boden verteilt. Er war nicht mehr ansprechbar. Ich habe festgestellt,



Uwe und Anneliese Schneider an seinem zweiten „ersten Geburtstag“. Foto: privat

dass ich da nicht mehr helfen kann und rief den Rettungsdienst. Ich habe noch versucht, dass er wieder zu sich kommt, aber das ist nicht passiert. Der Notruf am Telefon hat mich dann angewiesen, zu prüfen, ob er noch atmet und ich habe dann festgestellt, dass er nicht mehr atmete. Ich wurde von da an angeleitet, wie man reanimiert und habe die Herzmassage begonnen. Zunächst habe ich noch von meiner Tochter Hilfe bekommen, die glücklicherweise gerade nach Hause kam. Sie hörte mich um Hilfe schreien, kam rein und hat dann auch die Herzmassage weitergeführt. Es dauerte acht Minuten, bis ein Rettungsteam eintraf. Das waren zunächst die Helfer vor Ort hier in Eppelheim, die auch sofort übernommen haben. Kurz darauf kam dann der Rettungswagen, die waren sehr schnell.“

Dass Frau Schneider und ihre Tochter bei diesem schrecklichen Vorfall sofort Initiative ergriffen, rettete ihrem Ehemann und Vater das

Leben. Denn bei einem Herzstillstand sinkt die Überlebenschance pro Minute, in der nichts getan wird, um zehn Prozent.

Herr Schneider, wie lange dauerte Ihr Krankenhausaufenthalt und was passierte in der Zeit nach dem Vorfall?

Ich war zehn Tage lang im Krankenhaus, zwei Tage lag ich noch im künstlichen Koma auf der Intensivstation. Einige Zeit nach meiner Entlassung war ich dann noch fast drei Wochen in Reha.

Was wurde in der Reha gemacht und worauf wurde geachtet?

Zunächst gab es eine tägliche Überwachung des Herzens, Untersuchungen und natürlich regelmäßige Bewegung wie Spaziergänge. Ich durfte nicht schwimmen gehen, weil ich zuvor einen ICD eingesetzt bekam. Daher war ich meist zum Training mit Maschinen oder ging spazieren.

Sie sprachen einen ICD an. Wurde Ihnen dieser in der Klinik eingesetzt?

Ja, da zu befürchten war, dass mein Herz nochmal stehen bleibt, denn das war auch im Krankenhaus nochmal passiert. Ein „ICD“ [Anm. d. Red. implantierbarer Kardioverter/Defibrillator] ist ein Defibrillator, der minimalinvasiv wie ein Herzschrittmacher eingesetzt werden kann und im Ernstfall Elektroschocks abgibt, um das Herz wieder in Rhythmus zu bringen.

Was war die Ursache für den Herzstillstand?

Die Ursache war darin begründet, dass ich vorher einen Darmverschluss hatte, operiert wurde und man einen bösartigen Tumor im Darm feststellte, der entfernt wurde. Danach empfahl man mir, eine Chemotherapie zur Vorsicht zu machen. Dabei habe ich ein Medikament bekommen, das den Herzstillstand auslöste, da zu diesem Zeitpunkt ein vorliegendes Long-QT-Syndrom [Anm. d. Red.: eine seltene Herzerkrankung] noch unbekannt war, durch das ich bestimmte Medikamente nicht einnehmen darf. Da ich das aber erst im Nachhinein erfuhr, bekam ich während der Chemo ein Medikament, das dann den Herzstillstand auslöste.

Uwe Schneider hatte großes Glück, dass er dank einer perfekten Rettungskette wiederbelebt werden konnte und heute so leben kann wie vor seinem Herzstillstand. Er ist sehr dankbar und möchte noch viel Zeit mit seiner Familie verbringen. Erste Hilfe rettet wie in Uwe Schneiders Fall Leben. Ich für meinen Teil hoffe, dass jeder regelmäßig seine Kenntnisse auffrischt, um im Ernstfall helfen zu können, denn ich habe selbst erlebt, dass es jeden Moment nötig sein könnte.

Wie Transplantationen Leben retten können

Organspenden lassen andere hoffen

Von Maja Fiorentini, Klasse 9b,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Viele Menschen sind auf Organspenden angewiesen. Alleine in Deutschland benötigen 8260 Menschen ein neues Organ. Im Jahr 2024 klappte es für 2902 Personen. Die meisten darunter waren Nieren, Lebern, Herzen und Lungen. Aber auch Bauchspei-

cheldrüsen, Därme und diverses Gewebe sind gut zum Spenden geeignet.

Organspenden werden vor oder nach dem Tod entnommen und bei Menschen eingesetzt, deren Organe teils oder gar nicht mehr funktionieren. Eine Person muss, wenn sie möchte, zu Lebzeiten einer Organtransplantation zustimmen. Eine persönliche Entscheidung, die jeder nur für sich selbst treffen kann. Sie kann durch

einen Organspendeausweis festgehalten werden. Jener ist etwa über die Krankenkasse, in einer Apotheke oder online kostenlos erhältlich.

Es ist auch möglich, zu Lebzeiten Organe oder Organteile zu spenden: Nieren oder Teile der Leber. Die Schwierigkeit liegt darin, dass Blutgruppe und Gewebe von Spender und Empfänger zueinander passen müssen. Deshalb unterscheidet sich die

Wartezeit fallweise. Es kann bis neun Jahre dauern, bis ein passender Spender gefunden wird. Ansonsten eignet sich jedoch jeder als Organspender, dessen Organe in gutem Gesundheitszustand sind und keine Krankheiten, wie beispielsweise unbehandelten Krebs, übertragen könnten. Das zeigt wie wichtig es ist, dass es Menschen gibt, die bereit dafür sind, diese schwierige Entscheidung zu treffen.

Band-Alltag mit Crush, rund um Sound-Checks und Social Media: So lebt ein Hobbymusiker seinen Traum

Schlagzeug statt Schreibtisch

Von Sophia Fichtner, Klasse 8a,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Die Mannheimer Rockcover-Band Crush ist bei der „Rock in den Mai“-Veranstaltung des Kegelvereins Freilholz in Plankstadt aufgetreten. Ich hatte die Gelegenheit mit Drummer – Schlagzeuger – Christian Fichtner über seine Erfahrungen als Hobbymusiker zu sprechen – von den ersten musikalischen Schritten bis zu den unvergesslichen Momenten auf der Bühne. Zur Band gehören neben Fichtner Marc Fibich, Bass, Nico Braxmaier, Keyboards, Rainer Hermann, Gesang, Hannes Wölfer, Gitarre und Philipp Maas (Gitarre).

Wie bereitet Ihr Euch auf Auftritte vor? Gibt es bestimmte Rituale?

Christian Fichtner: Wirkliche Rituale haben wir nicht. Wir sind mittlerweile sehr gut aufeinander eingespielt. Beim Aufbau weiß jeder genau, was er zu tun hat. Meistens klappt das auch problemlos, und wir sind recht schnell mit Aufbau und Soundcheck fertig. Dann sitzen wir zusammen oder sprechen mit Leuten aus dem Publikum.

Wie würdest Du eure Musikrichtung beschreiben und welche Bands oder Musiker haben Euch beeinflusst?

Unsere musikalischen Wurzeln liegen ganz klar in der Rockmusik. Unser Repertoire umfasst zwar an die 70 Songs aus allen möglichen Musikrichtungen, aber wenn wir sie spielen, wird immer ein Rocksong daraus. Crush besteht aus sechs Musikern unterschiedlichen Alters, daher sind auch die Einflüsse unterschiedlich und reichen von Bands aus den 70er Jahren bis hin in die Grunge-Ära Anfang der 90er Jahre. Die Schnittmenge der unterschiedlichen Einflüsse ergibt dann den kraftvollen Crush-Sound.

Habt Ihr eigene Songs oder spielt Ihr hauptsächlich Coverversionen?

Bei Crush spielen wir ausschließlich Coverversionen. Manche passen wir unseren Bedürfnissen an, andere spielen wir wie das Original. Das Publikum möchte zum Feiern Songs, die die Leute kennen, damit sie mitsingen und tanzen können. Mit eigenen Songs hat man es oft schwer, vom Publikum akzeptiert zu werden. Ich habe vor vielen Jahren in einer Band gespielt, bei der wir ausschließlich eigene Songs gespielt haben. Wir hat-

ten sogar eine CD produziert. Irgendwann wurde ich von einer Coverband gefragt, ob ich bei einem Auftritt im Grünen Baum in Schwetzingen aushelfen könnte. Der Auftritt dort war der Hammer. Ich hatte bis dahin noch nie auch nur annähernd eine solche Stimmung im Publikum. Von da ab war mir klar, dass mein weiterer Weg im Spielen von Coverversionen liegt.

Wie geht Ihr mit Lampenfieber um?

Da hat jeder seine eigene Art, damit umzugehen. Wir haben zwei Musiker in der Band, die immer sehr nervös sind vor Auftritten. Da ist es manchmal schwieriger, sie zu beru-

potenzial nach oben.

Wie sieht Eure Zukunft als Band aus? Gibt es bestimmte Ziele, die Ihr erreichen wollt?

Aktuell läuft es für Crush wirklich gut. Wir haben eine erstklassige Besetzung und spielen auf vielen angesagten Festen im Rhein-Neckar-Kreis und der Pfalz. Das Publikum hat immer Spaß und feiert mit uns. Ich denke, unser Hauptziel ist es, dieses Niveau zu halten und zu schauen, ob wir in der Zukunft noch mehr erreichen können.

Wie bist Du eigentlich zur Musik gekommen und was hat Dich dazu in-



Christian Fichtner (2.v.r.) ist begeisterter Drummer – Schlagzeuger – der Mannheimer Rockcover-Band Crush. Foto: privat

higen. Bei mir ist es mehr eine Art aufgeregter Vorfremde. Manchmal kann ich es gar nicht abwarten, bis es endlich losgeht. Aber sobald ich anfange, mein Schlagzeug in mein Auto zu laden, kommt bei mir die Routine, und die Aufregung ist wie verschwunden.

Wie wichtig sind soziale Medien für Eure Band, um neue Fans zu gewinnen?

Heutzutage geht es nicht mehr ohne soziale Medien. Man muss als Band sichtbar sein und Updates geben. Es ist für die Band aber auch ein Vorteil, da das Teilen von Informationen so natürlich viel einfacher geworden ist. Für unser Publikum sind Facebook und Instagram die wichtigsten Plattformen, um sich über Auftritte zu informieren. Ebenso schauen Veranstalter nach Videos und Fotos, um sich von der Band einen Eindruck zu verschaffen. Wir haben hier schon viel gelernt, und ich denke, wir sind auch auf einem guten Weg. Aber es gibt immer noch viel

spiriert ein Instrument zu lernen oder in einer Band zu spielen?

Musik war schon in meiner Kindheit immer ein Teil unserer Familie. Mein Vater spielte selbst auch Schlagzeug in einer Band, und wir waren als Kinder oft bei Auftritten dabei. Als ich acht Jahre alt war, fing ich an Gitarre zu lernen und nahm auch Unterricht. Aber so richtig wohl habe ich mich mit der Gitarre nie gefühlt. Irgendwann – ich glaube ich war 13 Jahre alt – wurde an meiner Schule ein Schlagzeuger für die Schulband gesucht. Ich hatte bis dahin zwar noch nie wirklich Schlagzeug gespielt, aber ich wusste von meinem Vater, wie das ungefähr aussieht und gemacht wird. Also versuchte ich es und blieb dabei. Mittlerweile spiele ich schon 30 Jahre Schlagzeug.

Wie viele Stunden pro Woche investierst Du in die Musik?

Das ist schwer zu sagen. Über die Wintermonate haben wir meist weniger Auftritte, dafür mehr Zeit zum Proben. Für eine Probe muss ich mit

Hin- und Rückfahrt in der Woche ungefähr vier Stunden einplanen. Für einen Auftritt sind deutlich mehr Stunden nötig. Mit Aufbau, Soundcheck, Konzert und Abbau kommen da gut zehn Stunden pro Auftritt zusammen. Dazu kommen gelegentlich noch administrative Aufgaben wie Werbung oder Besichtigung von Veranstaltungsorten. Und natürlich darf man auch das private Üben nicht vergessen.

Wie vereinbarst Du Dein Hobby mit Deinem Beruf und anderen Verpflichtungen?

Unsere musikalischen Aktivitäten finden in der Regel abends und am Wochenende statt. Daher kommt es nur selten vor, dass mein Beruf und mein Hobby aufeinandertreffen. Privat habe ich das Glück, dass meine Frau und meine Kinder mich bei meinem Hobby unterstützen. Im Sommer, wenn fast jedes Wochenende ein Auftritt stattfindet, ist das teils schon eine Herausforderung. Aber meine Familie ist auch oft dabei und kommt zu unseren Auftritten mit.

Was war Dein bisher unvergesslichstes Erlebnis mit der Band?

Ich glaube der Auftritt beim Ladenburger Altstadtfest in 2023 war ein Highlight für mich. Wir hatten schon viele schöne Auftritte, auch vor größerem Publikum. Aber dieses Konzert in Ladenburg mit Blick auf den vollen Marktplatz war schon echt besonders.

Wie wichtig ist Dir der Kontakt zum Publikum bei Euren Auftritten?

Man freut sich immer, wenn man von Leuten aus dem Publikum angesprochen wird und ein Lob für die Musik oder sein Instrument bekommt. Ich freue mich auch immer, bekannte Gesichter im Publikum zu sehen. Freunde, Familie oder Kollegen von der Arbeit. Ab und zu werden wir sogar nach Autogrammen gefragt.

Was würdest Du anderen Jugendlichen raten, die auch gerne in einer Band spielen würden?

Sucht Euch Musiker, die ihr Instrument beherrschen, mit denen Ihr euch aber auch privat gut versteht. Nur so macht es auf Dauer Spaß. Wichtig ist auch Durchhaltevermögen. Nicht alles klappt auf Anhieb, und man muss sich von unten nach oben hocharbeiten. Am besten sucht ihr euch eine erfahrene Band, von der ihr lernen könnt.

Finanzwissen für die Zukunft – ein Workshop für Jugendliche mit Weitblick

„Kein Betrag ist zum Sparen zu klein“

Von Lionel Gatt, Klasse 9a,
Gymnasium Bammental

In einer zunehmend komplexen Welt ist es unerlässlich, dass junge Menschen ein solides Verständnis für Finanzen und Wirtschaft erlangen. Denn: „Geld regiert die Welt“. Daher fand der Finanzbildungsworkshop „Fit für die Finanzen“ der Sparkasse im Ausbildungshaus in Rohrbach auch diesmal wieder regen Zuspruch. Die Referenten Hasan Bey Uzun und Florian König behandelten besonders folgende Themen:

Kreditwürdigkeit

Im Vortrag wurde oft darauf hingewiesen, dass man Ratepay, also das Bezahlen in Raten, durchaus benutzen darf. Man muss aber darauf achten, dass man es nicht „aus dem Ruder laufen“ lässt. Außerdem wurde erklärt, dass man einen besseren Zinssatz und bessere Konditionen auf einen beantragten Kredit bekommt, wenn man einen guten Bonitätsscore hat. Der Bonitätsscore fasst die Kreditwürdigkeit in einem numerischen Wert zusammen. Zudem wurde das Beispiel eines Hauskredits angeführt. Wenn der Bonitätsscore schlecht ist, kann man zum Beispiel einen ein Prozent höheren Kredit be-



Hasan Bey Uzun und Florian König (r.) gaben Jugendlichen Finanztipps. Foto: privat

kommen. Bei einem 500 000-Euro-Kredit und einem Zinssatz von drei gegenüber vier Prozent macht dies einen jährlichen Unterschied von 5000 Euro aus. Das wäre auf die Gesamtlaufzeit des Kredits einen Unterschied von 150 000 Euro. Diese Zahlen zeigen deutlich, dass eine gute Kreditwürdigkeit eine langfristige finanzielle Stabilität bedeutet. Wer seine Zahlungsverpflichtungen ernst nimmt und einen verantwortungsvollen Umgang mit Krediten pflegt, behält einen guten Bonitätsscore. Daher sollte man nicht für jeden Kauf Ratepay benutzen bzw. umso weniger desto besser. Außerdem sollte man dafür sorgen, dass man seine Kredite rechtzeitig zurückzahlen kann. Dies gelingt, indem man versucht, nicht über seine Verhältnisse zu leben.

Versicherungen

Die Sparkasse bietet auch Versicherungen an. In dem Workshop wurden ein paar wichtige Versicherungen aufgeführt, die laut den Referenten jeder haben sollte. Die wohl bekannteste Versicherung wird die Haftpflichtversicherung sein. Dies auch aus einem gutem Grund: Diese Versicherung ist dafür zuständig, wenn man für einen Schaden, den man selbst verursacht hat, aufkommen muss. In einigen Fällen könnte diese Versicherung einen vor dem Ruin schützen. Aber auch denjenigen, dem man den Schaden zugefügt hat. Das genaue Gegenteil davon ist die Hausratversicherung. Diese schützt einen selbst vor Schäden, die andere verursacht haben. Wenig bekannt, aber sehr wichtig ist außerdem die Be-

rufsunfähigkeitsversicherung. Sie schützt einen, wenn man einen Unfall hatte und seinen Beruf nicht weiter ausüben kann. Diese Versicherung deckt in so einem Fall circa 28 bis 35 Prozent des letzten Bruttoeinkommens ab. Sie ist besonders für junge Menschen sinnvoll, da diese oft keine ausreichenden Ersparnisse haben. Des Weiteren gibt es noch die Rechtsschutzversicherung. Diese kommt für Anwalts- und Gerichtskosten in einem Rechtsstreit auf. Alle genannten Versicherungen bieten Sicherheit in unterschiedlichen Lebenslagen und helfen, unvorhergesehene finanzielle Belastungen verkraften zu können.

Geldanlagen

Viele Jugendliche legen kein Geld zurück, dabei muss der monatliche Sparbetrag nicht einmal besonders hoch sein. Dies wurde auch durch den Satz von Hasan Bey Uzun bestätigt: „Kein Betrag ist zum Sparen zu klein.“ Deshalb lautete der Ratsschlag, wenigstens ein paar Euro pro Monat zur Seite zu legen. Das Geld muss nicht in eine Spardose geworfen werden, sondern kann beispielsweise auch in Aktien, in digitale Vermögenswerte wie Krypto, NFT, ETF oder in Fonds investiert werden.

Fawzi Al Fala arbeitete über 20 Jahre bei einer Bank in Syrien, dann flüchtete er

Er ließ Familie, Arbeit und Heimat zurück

Von Jouri Al Falah, Klasse 8a,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Mein Vater, Fawzi Al Falah, ist ein Mann, dessen Leben so reichhaltig und komplex ist wie die Geschichte Syriens selbst. Er hat nicht nur mein Leben geprägt, sondern auch das Geld vieler Menschen in Syrien verwaltet.

Wie war dein Leben in Syrien?

Fawzi Al Falah: Bevor ich bei der Bank in Damaskus angefangen habe, habe ich Jura studiert und mich auf meine Karriere konzentriert. In meiner Freizeit habe ich Geige gespielt und war oft mit meinen Freunden draußen. Das Leben damals war natürlich anders als heute in Syrien.

Wie kamst du zu der Arbeit in der Bank?

Ich wollte unbedingt arbeiten und mich beruflich entwickeln, und die Bank schien mir dafür eine gute Mög-



Fawzi Al Falah wuchs in Syrien auf und lebt heute in Deutschland. Fotos: privat

lichkeit zu sein. Ich habe mich beworben.

Welche Aufgaben hattest du?

Ich hatte als Kassierer Menschen Geld zu geben, die mit Banken und Regierungsbehörden zu tun haben.

Was waren die größten Herausforderungen bei deiner Arbeit?

Der Umgang mit Kunden konnte manchmal schwierig sein, und die Arbeitszeiten waren oft sehr lange,

ohne dass man wirklich Pausen machen konnte. Außerdem hatte ich eine große Verantwortung zu tragen.

Wie sah Dein typischer Arbeitstag aus?

Wir haben um 8.30 Uhr aufgemacht. Dann kamen die Leute, um ihr Geld abzuheben oder einzuzahlen. Es gab kaum Pausen, außer dass man sich zwischendurch mal einen Kaffee machen konnte. Meine Arbeitszeit ging nur bis 13.30 Uhr, die anderen Kollegen mussten bis 15 Uhr bleiben. Ich musste dann warten, bis die Zeit rum war, um die Kasse abzuschließen und endlich nach Hause zu gehen.

Was machte dir am meisten Spaß?

Die Kollegen waren wie eine zweite Familie, und es hat Spaß gemacht, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Außerdem habe ich gerne neue Leute kennengelernt und ihnen geholfen.

Wie hat dich diese Erfahrung geprägt?

Ich habe gelernt, meine Zukunft selbst in die Hand zu nehmen und eigenständig zu sein. Außerdem hat es mein Bewusstsein für viele Dinge geschärft und ich habe tolle Freunde kennengelernt.

Wie lange warst du bei der Bank?

Ungefähr 23 Jahre.

Wie hoch war dein Gehalt?

Pro Monat ungefähr 800 Euro.

Warum hast du deine Arbeit verlassen und wie hast du dich gefühlt?

Ich musste meine Arbeit aufgeben, weil der Krieg in Syrien es nicht mehr zuließ, dort zu leben. Ungefähr im März 2011 hat er angefangen. Die Angst, jeden Tag um mein Leben und das meiner Familie fürchten zu müssen, war zu groß. Es war eine unglaublich schwere Entscheidung, meine Familie, Arbeit und Heimat zurückzulassen. Ich war sehr traurig darüber.

Zwischen Tradition und neuen Essgewohnheiten – „Regionalität ist für uns wertvoller als ein Bio-Siegel“

Ein Metzger im Wandel der Zeit

Von Frédéric Tharandt, Klasse 9a,
Friedrich-Ebert-Gymnasium
Sandhausen

In einer Zeit, in der Ernährungstrends von vegan über vegetarisch bis hin zum massenhaften Fleischkonsum reichen, spürt auch das traditionelle Metzgerhandwerk den gesellschaftlichen Wandel. Ein regionaler Metzger aus Nußloch berichtet im Gespräch, wie er diesen Veränderungen begegnet.

Der Trend zu fleischloser Ernährung hat auch Auswirkungen auf die klassische Metzgerei. „Unsere Kundschaft ist kleiner geworden, aber bewusster“, erklärt Metzgermeister Michel Neff. Während in den umliegenden Orten viele Metzgereien schließen mussten, kommen heute Kunden aus den benachbarten Ortschaften, die besonderen Wert auf Regionalität und Qualität legen. Andererseits gebe es eine zunehmende Zahl an Menschen, die viel und vor allem günstiges Fleisch aus dem Supermarkt konsumierten. „Es kommt zu einer Art Radikalisierung“, so seine Einschätzung: auf der einen Seite die Veganer und Vegetarier, auf der anderen Seite die Käufer billigen Fleisches.

Die treue Kundschaft, die gezielt hochwertiges, regionales Fleisch



Michel Neff in seiner Metzgerei in Nußloch. Foto: privat

sucht und bereit ist, dafür auch ein paar Euro pro Kilogramm mehr zu zahlen, bildet die Basis des Betriebs – eine Entwicklung, die der Metzger begrüßt, auch wenn diese Kundengruppe aus seiner Sicht noch relativ klein sei. Wenn er einen Wunsch frei hätte, würde er sich wünschen, dass diese Gruppe wachse und überwiege, erzählt er.

Trotz der gesellschaftlichen Trends verzeichnet die Metzgerei keinen Umsatzrückgang – im Gegen-

teil: Die Erweiterung des Einzugsgebietes gleicht die Verluste an örtlicher Kundschaft aus. Auch deshalb sieht Metzger Neff derzeit keinen Anlass, vegane oder vegetarische Produkte in das Sortiment aufzunehmen. „Unsere Arbeit ist so schon kaum zu bewältigen, da wir nur zu zweit in der Produktion sind“, betont er.

Besonders stolz ist der Metzger auf die eigene Schlachtung der Schweine. Dabei gehe es weniger um wirtschaftliche Vorteile – das eigene Schlachten sei teurer als der Zukauf – sondern vielmehr um Tierschutz und Qualität. „Wir wissen genau, wie die Tiere gehalten werden und sorgen für eine möglichst stressfreie Schlachtung mit kurzen Transportwegen“, erklärt er. „Ich will es nicht schönreden. Die Tiere sterben, aber stressfreie Schlachtung schmeckt man einfach“, führt er weiter aus. Rind und Lamm bezieht der Betrieb von Schlachthöfen aus dem Odenwald – ebenfalls aus kontrollierter und tiergerechter Haltung. Über die Einhaltung seiner Werte hält sich der Metzger bei den Betrieben im Odenwald ständig informiert.

Obwohl die Tiere nicht bio-zertifiziert sind, legt die Metzgerei Neff-Neubauer aus Nußloch großen Wert

auf Regionalität. Die kurzen Transportwege und die enge Beziehung zu den Bauern seien entscheidende Qualitätsmerkmale. „Regionalität ist für uns wertvoller als ein Bio-Siegel“, so der Metzger.

Auch im Produktangebot spiegelt sich der Wandel der Essgewohnheiten wider. Während früher klassische Gerichte wie Sauerbraten oder Innereien gefragt waren, liegt der Fokus heute auf einfachen Zubereitungen – insbesondere für den Grill. Produkte wie Pulled Pork oder Dry Aged Beef bietet der Betrieb dagegen nicht an. „Wir springen nicht auf jeden Trend auf. Das überlassen wir den anderen“, lacht Metzgermeister Heiko Neff, Sohn von Michel Neff. Stattdessen wurde die Palette an Grillfleisch und -würsten ausgebaut.

Beim Besuch in der Metzgerei wird deutlich: Trotz gesellschaftlicher Trends zu einerseits fleischloser Ernährung und andererseits Billigfleisch hält der Metzgerbetrieb aus Nußloch an seinen Werten fest: Regionalität, Tierwohl und handwerkliche Qualität stehen an erster Stelle. Und solange es Menschen gibt, die bewusst genießen wollen, wird dieses traditionelle Handwerk sicherlich auch in Zukunft seinen Platz haben.

Arbeiten in der Ruhe der Nacht

Mein Papa, der Zeitungszusteller

Von Natalia-Doriana Muj, Klasse 8c,
Realschule Neckargemünd

Während die meisten Menschen noch schlafen, ist mein Papa Ion-Dorin Muj bereits unterwegs. Seit 2017 arbeitet er als Zeitungszusteller für die Rhein-Neckar-Zeitung und sorgt dafür, dass Hunderte Menschen ihre Zeitung pünktlich im Briefkasten haben. Ein Beruf, den viele kaum wahrnehmen, der aber jeden Tag für einen funktionierenden Morgen sorgt. „Ich habe damals online eine Stellenanzeige gesehen und mich dann beworben“, erzählt er. „Danach war ich schon unterwegs mit meinem ersten Stapel Zeitungen.“ Davor hatte er in seiner Heimat Rumänien viele Jahre als Automechaniker gearbeitet.

Der Arbeitstag beginnt mitten in der Nacht. „Ich stehe meistens um 1 Uhr auf und bereite mich vor. Um 1.30 beginnt die Schicht.“ Die Zeitungen werden aus Heidelberg geliefert und

an eine zentrale Ablagestelle gebracht, von der aus er seine Touren startet. Bei dieser Arbeit muss alles rechtzeitig laufen – Fehler oder Verspätungen fallen sofort auf. Er arbeitet in mehreren Bezirken und verteilt pro Nacht etwa 250 Zeitungen bei jedem Wetter. „Wenn es nur leicht regnet, ziehe ich meine Regenjacke an“, erzählt er. „Bei starkem Regen oder Gewitter warte ich, bis es besser wird.“ Den Wetterbericht prüft er immer schon zu Hause, um vorbereitet zu sein.

Die Ruhe der Nacht ist für ihn kein Problem – im Gegenteil: „Manchmal genieße ich sie sogar.“ Was ihn an seinem Beruf besonders schätzt? „Ich kann meine Tour selbst organisieren, arbeite in meinem eigenen Rhythmus und bin allein unterwegs. Kein Stress, kein Druck und kein Verkehr – das mag ich.“ Anstrengend ist eher der Schlafrythmus: „Tagsüber schlafen und nachts wach sein ist

nicht leicht – aber wenn man es gut einteilt, kommt man zurecht.“

Er hat seine eigene Routine – und die funktioniert. Trotz Internet und digitaler Nachrichten glaubt er an die Zukunft der gedruckten Zeitung. „Viele Menschen haben sich daran gewöhnt. Sie wollen ihre Zeitung in der Hand halten – zum Frühstück, auf dem Sofa oder auf dem Balkon.“ Für viele ist das Papier ein Stück Alltag, das durch keine App ersetzt werden kann. Manche Kundinnen und Kunden warten schon auf ihn. „Manchmal unterhalte ich mich kurz, manchmal gibt's ein Lächeln oder sogar was Süßes – das freut mich dann.“

Tiere begegnen ihm öfter als Menschen – vor allem Katzen. „Die schleichen mir manchmal hinterher oder sitzen plötzlich im Weg. Einmal stand sogar ein Hase ganz still neben mir.“ Von außen wird der Beruf oft unterschätzt. „Viele sehen nicht, wie viel Arbeit und Zuverlässigkeit da-



RNZ-Zusteller Ion-Dorin Muj mit seiner Tochter Natalia-Doriana. Foto: privat

hintersteckt“, sagt er. Für ihn ist klar: Auch in zehn Jahren wird es diesen Beruf noch geben. „Solange Menschen gerne lesen, wird es auch jemanden geben, der ihnen die Zeitung bringt.“ Und für wen würde diesen Job passen? „Jeder, der sich gern bewegt, egal ob jung oder alt. Wer zuverlässig ist und keine Angst vor frühen Stunden hat, kann hier wirklich gut arbeiten.“

Ein Facharzt der Inneren Medizin und Rheumatologie berichtet im Interview von seinen Erfahrungen aus einem Teil seiner Grundausbildung

„Immer mehr Bagatellen in der Notaufnahme“

Von Justus Onischka, Klasse 9b,
Max-Born-Gymnasium
Neckargemünd

Ein Interview mit dem Arzt Dr. Max Zimmermann hat Justus Onischka geführt.

Wie lange, wo und warum warst du in der Notaufnahme tätig?

Dr. Max Zimmermann: Insgesamt habe ich ein Jahr in der Notaufnahme der Charité Berlin gearbeitet, weil es zur Grundausbildung für den Facharzt der Inneren Medizin und Rheumatologie dazugehört, praktische Erfahrungen in der Notaufnahme zu sammeln. Die Rheumatologie ist ein Teilgebiet der Inneren Medizin, die sich mit Autoimmunerkrankungen beschäftigt, also Erkrankungen, bei denen das Abwehrsystem eigene Systeme angreift.

Warum steigt die Zahl der Patienten in der Notaufnahme?

Meiner Meinung nach hat das vor allem zwei Gründe: Zum einen den demografischen Wandel in Deutschland, denn es gibt immer mehr alte Menschen und diese sind häufiger von Krankheiten betroffen. Ein weiterer Grund ist, dass immer mehr Menschen wegen Bagatellen die Notaufnahme aufsuchen. Am häufigsten kommen diese mit Erkältungssymptomen fußläufig, um sicherzugehen,



Max Zimmermann arbeitete in der Notaufnahme der Berliner Charité. Foto: privat

dass die Erkältung wirklich nicht schlimm ist, und weil sie sich oft selbst nicht mehr zu helfen wissen. Um schwerer Erkrankte beziehungsweise verletzte Personen zuerst zu behandeln, gibt es ein Triage-System, das die Patienten je nach Dringlichkeit durch eine kurze Sichtung von Pflegekräften in unterschiedliche Kategorien einordnet und so auch die Zeit bis zur Behandlung eines Arztes festlegt. Die höchste Wartezeit, die ich bei einem Patienten mitbekommen habe, betrug acht bis neun Stunden, was auf ein sehr hohes Patientenaufkommen

zurückzuführen war. Nicht jeder findet sich mit der Länge der Wartezeit ab. Daher gibt es auch oft Ärger und der hauseigene Securitydienst oder die Polizei müssen dann einschreiten.

Die meisten Krankenhäuser machen durch die Notaufnahme Verluste, woran liegt das?

Das liegt einerseits daran, dass das Geld, welches das Krankenhaus für die Untersuchungen erhält, oft zu wenig ist und nicht mal reicht, um die Personalkosten zu decken. Andererseits suchen auch viele Obdachlose und Unversicherte die Notaufnahme in Berlin auf, bei denen das Krankenhaus auf den Kosten sitzen bleibt.

Was war dein spektakulärster Fall?

In Berlin sieht man manchmal sehr seltene Erkrankungen, bei denen man denkt, diese seien schon längst ausgestorben. Beispielsweise gab es einen Fall, bei dem es sich um Diphtherie handelte. Das sind besonders ansteckende Bakterien, gegen die es schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts Impfungen gibt. Solche Erkrankungen sind daher sehr selten. Der Erkrankte musste aufgrund seines kritischen Zustandes auf die Intensivstation verlegt werden. Ein weiterer bedauerlicher Vorfall ereignete sich mit einer jungen Frau, die erst erfolglos Passanten auf der Straße bat, den Notruf zu wählen. Kurz darauf kollabierte sie und ein Rettungswagen

wurde gerufen. Dieser brachte sie in einem noch relativ stabilen Zustand ins Krankenhaus. Kurz bevor sie ankommen, wurde sie reanimationspflichtig und wurde in der Charité dann im Schockraum von vielen Ärzten und Pflegekräften unter Reanimation zügig untersucht. Nach etwa fünf bis zehn Minuten wurde sie an ein ECMO – eine Herz-Lungenmaschine – angeschlossen, die die Funktion der beiden Organe übernahm. Sofort wurde sie auf die Intensivstation verlegt, wo sich ein Leber-Kapsel-Riss und eine daraus folgende starke innere Blutung herausstellte. Zwei Tage später verstarb die Anfang- 20-Jährige, die nun von Rechtsmedizinern untersucht wird. Man vermutet, dass ein schwerwiegendes Gewaltverbrechen Auslöser des Risses war.

Wie würdest du rückblickend deine Zeit in der Notaufnahme beschreiben?

Es war eine sehr lehrreiche, aber auch anstrengende Zeit. Denn es ist psychisch sehr belastend, da man diese vielen Schicksale in so kurzer Zeit nicht verarbeiten kann. Trotzdem hatte ich eine super Zeit, was ich auch der guten Zusammenarbeit meines Teams zu verdanken habe. Außerdem muss man in der Notaufnahme viele Rätsel lösen – das macht mir sehr viel Spaß. Auf jeden Fall würde ich noch einmal in der Notaufnahme arbeiten!

Was mich bei meinem Praktikum im St. Josefskrankenhaus in Heidelberg besonders beeindruckt hat – ein Erfahrungsbericht

Helden des Alltags: Was Pflegekräfte leisten

Von Samuel Platz, Klasse 9c,
Gymnasium Bammental

Im Rahmen des Boys'- und Girls' Day-Praktikums im St. Josefskrankenhaus in Heidelberg bekam ich die Möglichkeit, spannende Einblicke in den Alltag eines Gesundheits- und Krankenpflegers zu bekommen. Die Eindrücke machen deutlich, was den Beruf eines Krankenpflegers im Krankenhaus ausmacht.

Zunächst einmal sollte der Beruf eingegrenzt werden: Pflegefachkräfte spielen eine zentrale Rolle im Krankenhaus und sind für die Betreuung und Unterstützung der Patienten zuständig. Sie helfen den Patienten bei der Körperpflege, beim Anziehen und Essen, bei medizinischen Aufgaben wie dem Messen von Vitalwerten, dem Verabreichen von Medikamenten und

dem Wechseln von Verbänden. Ebenso gehört das Assistieren bei Untersuchungen und Behandlungen sowie die sorgfältige Dokumentation der Patientendaten zu ihren Aufgaben. Ein Krankenpfleger beschrieb sich während meines Praktikums als die „Arme und Beine“ der Ärzte.

Wenn man an die deutschen Krankenhäuser und das Pflegepersonal denkt, hat man sofort ein Bild von Stress und Belastung vor sich. Und das ist durchaus richtig: Bei einer repräsentativen Studie führten emotionale Belastungen wie zum Beispiel die hohe Verantwortung für das Wohl der Patienten und lange sowie stressige Schichten bei 35 Prozent des befragten Pflegepersonals zu nächtlichen Schlafstörungen. Aber auch körperlich ist dieser Beruf nicht einfach. So können etwa das Desinfizieren der

Hände, das bis zu 80 Mal am Tag erfolgt, langfristig die Gesundheit der Pflegekräfte angreifen oder das Heben von Patienten zu Rückenbelastungen führen. Doch fast alle wissen, warum sie es tun: Ihre Arbeit ist vielseitig, sinnstiftend und macht den meisten Spaß. Mein Eindruck vor Ort war auch, dass die Arbeitsatmosphäre positiv und gelassen war, da die Kollegen ausnahmslos freundlich waren und sich gegenseitig bei jeder Gelegenheit begrüßt haben. Diese Zwischenmenschlichkeit der Mitarbeiter zeichne dieses Krankenhaus auch aus, wie die Pfleger erklärten.

Während meines Praktikums sprach ich auch mit Patienten, denen ebendieses Miteinander des Personals besonders wichtig sei. Diese einfachen Gesten, die das Herz der Patienten berühren, sind wohl einer der Gründe,

warum dieser Beruf so erfüllend ist. Zudem ist es ein stark gefragter Beruf mit hoher Arbeitsplatzsicherheit: Laut einer Studie des deutschen Pflegerats fehlten allein im Jahr 2023 im Gesundheits- und Krankenhaussektor 17 656 Fachkräfte. Dies beeinträchtigt auch die Gesundheit der anderen Pfleger, wie drei Viertel der befragten Pflegekräfte bekanntgaben. Besonders die Corona-Pandemie hat gezeigt, wie wichtig Pflegekräfte für die Gesellschaft sind und wie belastend der Fachkräftemangel sein kann.

Auch das St. Josefskrankenhaus hat den Praktikumstag genutzt, um den Teilnehmern seine Arbeit näherzubringen und ihnen die Berufsaussichten aufzuführen. So besteht die Möglichkeit, ein Freiwilliges Soziales Jahr oder eine Ausbildung in einem Krankenhaus zu absolvieren.

Immer online, aber allein: Die Einsamkeit unter Jugendlichen wächst – wie passt das zusammen?

Einsam trotz Instagram und Co.

Von Emma Jäger und Jana Fleischmann, Klasse 9b, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium Eppelheim

Immer online, aber innerlich allein – dieses Gefühl kennen viele Jugendliche heute nur zu gut. Obwohl sie täglich stundenlang auf Plattformen wie Snapchat, Instagram oder TikTok unterwegs sind und scheinbar mit der ganzen Welt vernetzt sind, verlieren sie immer mehr den Anschluss. Die sozialen Netzwerke haben zwar dafür gesorgt, dass man mit wenigen Klicks Kontakt zu Milliarden von Menschen aufnehmen kann, doch echte, reale Freundschaften entstehen dadurch nicht automatisch. Trotz Hunderter Follower und Tausender Likes in den sozialen Netzwerken fühlen sich viele Menschen einsam und isoliert.

Ein Grund dafür ist, dass viele Jugendliche heutzutage gar nicht mehr wissen, wie man richtige Freundschaften schließt und pflegt. Dafür gibt es mehrere Gründe: Zum Beispiel fehlt es vielen Jugendlichen an der Erfahrung in direkter Kommunikation und Konfliktlösung. Außerdem haben viele Jugendliche keine Vorbilder, die ihnen zeigen, wie man echte Freundschaften schließt und pflegt. Sie sehen oft nur die Ober-



Gemeinsam einsam: Statt zu reden, haben die Mädchen nur Augen fürs Display. Foto: privat

flächlichkeit der sozialen Medien und haben keine Ahnung, wie man reale Beziehungen aufbaut. Hinzu kommt der ständige Vergleich: Wer hat mehr Follower? Wer postet die aufregendste Story? Viele Jugendliche geraten unter Druck, in sozialen Medien möglichst perfekt aufzutreten.

Echte Gefühle oder Schwächen haben dort kaum Platz – und das belastet. Denn wer immer nur die Highlights der anderen sieht, fühlt sich schnell alleine mit seinen Sorgen. Viele denken nämlich, dass Freundschaft in den sozialen Netzwerken oft nur ein Wettbewerb ist, um zu schauen, wer beliebter ist. Ein weiteres

Problem ist, dass persönliche Begegnungen immer seltener werden. Viele Jugendliche verbringen einen Großteil ihrer Freizeit online – sei es beim Chatten, Scrollen oder Posten. Gleichzeitig muss man mit Schule, Freizeitstress und Leistungsdruck klarkommen. Echte Freundschaften sind zeitintensiv und müssen konkurrenzfrei sein. Umso wichtiger ist es, sich zu fragen, was wirklich zählt: Vielleicht ist es besser, wenige echte Freunde zu haben als 200 oberflächliche Kontakte in sozialen Medien. Es ist an der Zeit, sich wieder öfter im echten Leben in die Augen zu sehen – statt immer nur aufs Display.

In Zeiten der sozialen Medien sind persönlichkeitsverletzende Dateien schnell verschickt – ein Beispiel

Cyber-Mobbing: „Es begann mit einem Bild“

Von Lina Gaa, Klasse 8a, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium Eppelheim

Cyber-Mobbing betrifft viele Jugendliche. Oft hat das schwere Folgen. Ich habe einen 16-Jährigen gefragt, der selbst davon betroffen war.

Wie hat das Cyber-Mobbing bei Dir angefangen?

Es begann mit einem peinlichen Bild von mir aus der Umkleidekabine, welches ein Klassenkamerad gemacht hat. Er stellte es in eine Whatsapp-Gruppe, in der viele aus meiner derzeitigen Klassenstufe waren. Es verbreitete sich schnell und die Leute begannen mir Nachrichten über Instagram zu schreiben. Sie fragten mich, was ich für ein „Versager“ oder „Loser“ sei.

Wie hast Du Dich in der Zeit gefühlt?

Ich habe mich extrem geschämt und war total verletzt, da ich nie erwartet hätte, dass jemand so etwas

machen könnte. Ich hatte auch Angst, in die Schule zu gehen, da ich schon befürchtete, dass jeder über mich reden und lästern wird. Zu der Zeit habe ich auch wenig gegessen, weil ich mich so schlecht gefühlt habe.

Hast Du Dir Hilfe geholt?

Ich habe nach ungefähr drei Wochen mit meinen zwei älteren Schwestern geredet. Sie haben mich extrem unterstützt und mir auch geholfen, es meinen Eltern zu erzählen. Zu der Zeit waren meine Schwestern noch auf meiner Schule, weswegen sie mich dazu überredeten, mit ihnen gemeinsam zu unserem Schulsozialarbeiter zu gehen, damit ich mich ihm anvertrauen konnte.

Wie ging es weiter? Hat sich der Klassenkamerad, der das Bild von Dir gemacht hat, zu dem Vorfall geäußert?

Die Schule hat auf meine Ansprache reagiert. Mein Klassenkamerad

musste sich bei mir entschuldigen. Natürlich hat sich das in dem Augenblick gut angefühlt, die Entschuldigung von ihm zu bekommen und ich habe auch nicht nachtragend reagiert. Jedoch bedeutet das nicht, dass es durch eine einfache Entschuldigung wieder gut gemacht ist. Das Reden mit meinem Schulsozialarbeiter hat aber sehr geholfen, da ich bei ihm alle meine Probleme, die mir zur Last gefallen sind, rauslassen konnte, was mir psychisch sehr geholfen hat.

Was würdest Du Jugendlichen empfehlen, die Ähnliches durchleben?

Immer mit jemandem zu reden und sich jemandem anzuvertrauen. Man sollte sich immer seinen Eltern, Geschwistern oder Schulsozialarbeitern anvertrauen. Wenn man sieht, dass jemand gemobbt wird oder Bilder verschickt werden, sollte man eingreifen und der betroffenen Person helfen und sie unterstützen.

Ein Tag ohne Handy

Geht das noch?

Von Gabitza Rusu, Klasse 9c, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium Eppelheim

Fast jeder hat ein Handy und wir benutzen es jeden Tag zum Chatten, Videos schauen, Musik hören oder einfach nur, um nichts zu verpassen. Aber wie ist es, wenn man einen Tag mal ohne Handy lebt und wie kann man seinen Tag füllen? Ich hab es ausprobiert. Um 9 Uhr bin ich aufgestanden und habe mir aufgeschrieben, was ich heute machen will – mit Stift und Zettel. Als erstes bin ich einfach nur spazieren gegangen – ohne Musik oder Handy in der Hand.

Ich habe gemerkt, dass ich viel mehr auf neue Sachen geachtet habe und viel mehr von der Außenwelt mitbekommen habe. Nachdem ich nach Hause gekommen bin, habe ich Musik mit einem CD-Player gehört. Mal was anderes als Spotify. An dem Tag konnte ich meine Freunde nicht mehr so schnell fragen, ob sie Zeit haben etwas zu unternehmen, weswegen ich einfach gemalt habe oder ein bisschen was für die Schule getan habe. Es war ruhiger als sonst, aber auch viel entspannter. Danach habe ich ein Brettspiel mit meinem Bruder gespielt. Ich hatte sehr viel Spaß, auch wenn er am Ende gewonnen hat.

Am Abend habe ich eine Serie geschaut – ja, ganz ohne Second Screen war das schwer. Aber ich habe gemerkt, dass ich mich vielmehr auf die Serie konzentriert habe als sonst. Bevor ich schlafen gegangen bin, habe ich ohne „nur noch kurz Tiktok bis ich müde werde“ einfach ein Buch gelesen. Ohne Handy vor dem Schlafen bin ich sogar früher müde geworden. Als ich einen Tag ohne Handy ausgetestet habe, ist mir aufgefallen, wie oft ich eigentlich nur darauf schaue – manchmal ohne einen Grund.

Aber warum ist das eigentlich so? Handys machen süchtig. Wir bekommen ständig Nachrichten, Likes oder neue Videos. Das fühlt sich gut an. Und wenn wir nichts zu tun haben, greifen wir sofort zum Handy. Es ist wie ein Automat für Ablenkung. Ein guter Anfang, um nicht mehr so oft am Handy zu hängen, wäre es, sich Hobbys ohne Handy zu suchen oder nicht mit dem Handy ins Bett zu gehen. Mein Fazit ist: Ein Tag ohne Handy ist am Anfang echt ungewohnt. Aber man merkt bald, wie viel Zeit man eigentlich hat. Man kann viel mehr machen als nur zu scrollen oder zu tippen. Wichtig ist: Es geht nicht darum, nie mehr am Handy zu sein, sondern nicht mehr so oft.

Für die Jugend der Neuapostolischen Kirche ging es neben Glaubensfragen auch um ein ganz spezielles Erlebnis der christlichen Gemeinschaft

Unvergesslicher Segeltörn auf dem Ijsselmeer

Von Josephine Kiefer, Klasse 9c,
Gymnasium Bammental

Die Sonne scheint auf das Wasser, der Wind weht durch die Segel und der Duft von Meerwasser erfüllt die Luft. Die weite Wasserfläche erstreckt sich bis zum Horizont und der Himmel zeigt ein beeindruckendes Farbenspiel: von strahlendem Blau bis zu atemberaubenden Sonnenuntergängen. Diese unvergesslichen Eindrücke begleiteten die Jugend der Neuapostolischen Kirche des Bezirks Heidelberg, die mit 44 Jugendlichen sechs Tage mit dem Segelschiff „Soeverein“ auf dem Ijsselmeer in den Niederlanden segelte.

Das Ijsselmeer, der größte Süßwassersee der Niederlande, entstand 1932 durch den Bau des Abschlussdeichs, der die ehemalige Meeresbucht Zuiderzee von der Nordsee trennte. Heute erstreckt es sich über 1137 Quadratkilometer und ist durchschnittlich 4,40 Meter tief. Die Reise beginnt, als der Bus um 3 Uhr morgens an der Kirche in Sinsheim abfährt. Einige nutzen die lange Fahrt, um ein Nickerchen zu machen, während andere bereits die Vorfreude auf die Woche auf dem Wasser genießen. Nach langer Fahrt erreichen wir den Hafen Lelystadt



Mit dem Segelschiff „Soeverein“ waren die Jugendlichen auf dem Ijsselmeer unterwegs. Foto: privat

Bataviahaven, wo das Segelschiff wartet. Unter dem Motto „Glaube gibt Rückenwind“ heißt es schließlich: „Leinen los!“ Die „Soeverein“ nimmt Kurs auf Hoorn.

Der Sonntag startet mit guter Stimmung an Bord. Nach dem Frühstück steht der Palmsonntag-Gottesdienst an. Nach einigen wetterbedingten Planänderungen heißt es

endlich: Segel setzen! Mit gehissten Segeln und sonnigem Wetter verlässt die „Soeverein“ das charmante Städtchen Hoorn und steuert ihr nächstes Ziel an.

Sonnig und windstill beginnt der Montag. Ideal für die ersten praktischen Übungen an Bord: Seemannsknoten wie der Palstek werden für die Knoten-Challenge am Abend gelernt, teils allein, teils mit viel Geduld und Teamwork. Nachmittags erreicht das Schiff Kampen und sorgt mit einer Passage unter einer Autobahnbrücke für staunende Blicke – eine ungewöhnliche Perspektive.

Am Dienstag startet der Tag mit einem Gebetskreis, bevor sich das wechselhafte Wetter am Nachmittag in voller Kraft zeigt: Dunkle Wolken ziehen auf und ein kräftiger Regen setzt ein. Die geplante Deckolympiade fällt buchstäblich ins Wasser und wird kurzerhand spontan von einer Chorprobe ersetzt. Der Tag endet schließlich mit einem marinerischen Sonnenuntergang im Ha-

fen von Medemblik. Der Mittwoch startet mit einer Andacht zum Thema Dankbarkeit. Beim Landgang in Enkhuizen genießt die Crew die Zeit – ob bei Kibbeling oder Kaffee, stets in entspannter Atmosphäre.

Den perfekten Abschluss bildet eine kreative Herausforderung: Karottenflöten basteln. Das ist skurril, unterhaltsam und genau das Richtige für einen unvergesslichen Abend. Am Donnerstag erlebt die Crew Momente der Wertschätzung, als jeder einem Mitreisenden ein ehrliches Kompliment macht. Nach dem Anlegen in Urk wird das Pfannkuchenessen vorbereitet, doch ein Gas- und Stromausfall verschiebt es kurzerhand zum späten Abendessen.

Der letzte Morgen startet mit einem liebevoll angerichteten Frühstück. Im Karfreitagsgottesdienst steht noch einmal das Reisemotto im Mittelpunkt, bevor gepackt, aufgeräumt und ein letztes Mal Spaghetti gekocht wird.

Die Woche auf dem Ijsselmeer endet, doch ihr Rückenwind bleibt. Musik, Lachen und spontane Impulse machten selbst windstille Tage besonders und jede Herausforderung wurde zur Anekdote, welche die Gemeinschaft stärkte. Dieser Rückenwind trägt weit über die Reise hinaus.

Bei der Zusammenkunft in Hannover war der Gemeinschaftsgeist spürbar – Tausende Besucher vor Ort

Der Kirchentag – ein unvergleichliches Erlebnis

Von Stefan Salim und Max Ebbinghaus, Klasse 9a, Friedrich-Ebert
Gymnasium Sandhausen

Gebet, Lob und Predigt. Das sind Dinge, die eine Kirche ausmachen. Eine Kirchengemeinde in Deutschland ist normalerweise nicht so groß und hat oft auch nicht so viele Mitglieder. Doch wenn mehrere Kirchengemeinden zusammentreffen, werden es plötzlich deutlich mehr Menschen. Dies ist auch der Fall beim deutschen Kirchentag. Alle zwei Jahre findet der Kirchentag in Deutschland statt.

Auch dieses Jahr kamen Tausende von Menschen nach Hannover, um dort den Kirchentag zu feiern. Es war schon das fünfte Mal, dass der Kirchentag in Hannover stattfindet. Dort konnten festliche Konzerte mit viel Musik und mitreißende Gottesdienste sowie spannende Debatten über Glauben und Politik besucht wer-

den. Überall spürte und sah man die tollen Festigkeiten. Den ganzen Tag über konnte man Gottesdienste sowie Konzerte besuchen und sich die Stadt anschauen. Ganze 1500 Events fanden über vier Tage verteilt statt. Überall herrschten gute Laune und Freude. Auch die Blechbläser waren wieder stark vertreten und unterstützten den Kirchentag musikalisch. Nicht nur klassische Kirchenmusik wurde hier gespielt, auch bekannte Bands traten auf, welche die Stimmung mit Schlagzeug und E-Gitarre anheizten.

Als Reaktion auf den Nationalsozialismus und den fehlenden Widerstand der Amtskirche in dieser Zeit wurde der Deutsche Evangelische Kirchentag 1949 in seiner jetzigen Form gegründet. Dieses Jahr wurde der 39. Kirchentag gefeiert. „Mutig – Stark – Beherzt“ lautete das Motto, unter dem der Kirchentag gefeiert wurde. Unterstützt wurde die-

ser von knapp 5000 Helferinnen und Helfern, die sich freiwillig gemeldet hatten, um die Aktionen und Feste im Rahmen des Kirchentags zu unterstützen und bei der Organisation mitzuwirken. Hinter den Kulissen gab es viel zu planen. Ohne die vielen Helfer hätte der Kirchentag nicht stattfinden können.

Auch bekannte Persönlichkeiten nahmen an diesen Tagen teil, wie zum Beispiel die ehemaligen Bundeskanzler Olaf Scholz und Angela Merkel sowie Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. Selbst wenn man kein Christ ist und in keine Kirche geht, sollte man mal beim Kirchentag dabei gewesen sein, da es ein unvergessliches Erlebnis ist. Der Kirchentag ist natürlich nicht nur zum Spaß da, sondern prägt auch die Gemeinschaft der Gläubigen.

Durch diesen Tag treffen sich Tausende von Menschen aus unterschiedlichen Kirchen, um Gemein-



Dass Kirche die Leute noch anzieht, zeigte der Kirchentag in Hannover. Foto: privat

schaft zusammen zu erleben, wie es auch in der Bibel steht: „Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Matthäus 18, 20).

Der Kirchentag zeigt, dass vielen Menschen in Deutschland Kirche noch wichtig ist und in ihrem Leben nicht wegzudenken ist. Abschließend lässt sich also festhalten, dass der Kirchentag die Gemeinschaft und den Zusammenhalt, den wir in unserer Gesellschaft brauchen, zeigt. Der nächste Kirchentag wird 2027 in Düsseldorf stattfinden.

Ministrantin erinnert sich an eine bewegende Begegnung in Rom

Ein Dank an „Papa Francesco“

Von Helena Glaser, Klasse 9c,
Gymnasium Bammental

Die Nachricht über den Tod von Papst Franziskus hat viele Menschen weltweit erschüttert. Auch eine 14-jährige Ministrantin aus der katholischen Kirchengemeinde Neckar-Elsenz bedauert den Tod des Pontifex, der im Sommer 2024 vielen Jugendlichen aus aller Welt bei der Ministrantenwallfahrt begegnet ist.

Schon früh am Morgen des 30. Juli 2024 stehen wir bei knapp 40 Grad Celsius in der Schlange vor dem Vatikan. Die Atmosphäre ist geprägt von Vorfreude, aber auch von Erschöpfung, die Hitze liegt schwer auf den Schultern – und doch spürt man eine besondere Energie in der Luft. Während wir durch die Sicherheitskontrollen gehen, sehen wir bereits die vielen aufgebauten Stuhlreihen, die farbenfroh gekleidete Schweizer Garde und die anderen Ministranten, die in freudiger Erwartung auf den Petersplatz strömen. Für das Wohl der Menschen ist gesorgt. Überall stehen Malteser mit Erste-Hilfe-Rucksäcken, kostenlose Wasserflaschen werden verteilt und die Feuerwehr sorgt mit riesigen Wassersschläuchen für eine willkommene Abkühlung. Als Teil einer Gemeinschaft stehen wir bei glühender Hitze auf dem Petersplatz und warten auf

Papst Franziskus. Begleitet von einer christlichen Band stimmen wir die Lieder der Wallfahrt an. Die Melodien erfüllen den Petersplatz und wir singen vereint in den verschiedensten Sprachen. Das Motto der Romfahrt „con te – mit dir“ ist überall deutlich spürbar und verleiht dem gemeinsamen Erleben dieser Glaubensgemeinschaft eine besondere Tiefe und Verbundenheit. Die Anspannung der Schweizer Garde ist nicht zu übersehen: Schweiß glänzt auf den Stirnen der Gardisten, während sie auf den bevorstehenden Auftritt des Papstes warten. Mit konzentrierten Blicken sichern sie das Gelände, schließlich tragen sie die Verantwortung für die Sicherheit des Heiligen Vaters.

Plötzlich ist es so weit: Ein Jubel geht durch die Menge, als der weiße Mercedes um die Ecke biegt. Langsam rollt das Papamobil über den Petersplatz. Papst Franziskus winkt den Gläubigen zu, die dicht gedrängt am Rand stehen, viele mit erhobenen Händen und Handys, um diesen besonderen Moment festzuhalten. Auch ich stehe mit meiner Gruppe ganz vorne an der Absperrung und warte auf den richtigen Moment, um ein gutes Foto zu machen. Es ist kaum zu glauben, dass das Oberhaupt der Katholischen Kirche nur zwei Meter von mir entfernt winkend durch die vie-



Papst Franziskus begeisterte bis zu seinem Tod zahlreiche Gläubige. Foto: dpa

len Reihen des Platzes fährt. Ihm ist die Freude ins Gesicht geschrieben, die vielen Jugendlichen zu sehen, welche für ihn nach Rom gepilgert sind um den Glauben mit ihm zu feiern. Vor dem Vatikan kommt das Fahrzeug zum Stehen und er schreitet zu seinem Thron mit dem davorstehenden Mikrofon.

„Der Petersplatz ist immer schön, aber mit euch ist er noch viel schöner!“ Mit diesen Worten begrüßt Papst Franziskus die rund 50 000 Ministranten aus aller Welt. Seine Stimme ist klar, seine Augen strahlen und obwohl er sichtbar von der Hitze und den Strapazen gezeichnet ist, nimmt

er sich Zeit, in mehreren Sprachen die jungen Menschen willkommen zu heißen. Zunächst bedankt er sich bei uns für unseren Dienst am Altar. Im Anschluss hält er eine bewegende Rede über Nächstenliebe, bei der er uns auffordert das Motto „Mit dir“ auch im Alltag zu leben, indem wir anderen Menschen mit Offenheit und Liebe begegnen, unabhängig von Sympathie, Herkunft oder Glauben.

Die gesamte Papstaudienz hat mich tief beeindruckt und mir verdeutlicht, wie wichtig es ist diese Botschaft in die Welt zu tragen. Danke „Papa Francesco“, ich werde die Begegnung mit dir nie vergessen.

Gemeinsam neue Wege: Im Zuge der „Kirchenentwicklung 2030“ wird auch das bisherige Dekanat Kraichgau aufgelöst

Über Fusionen und Ankerkirchen: Kirche im Wandel der Zeit

Von Luisa Kunz, Klasse 9b, Max-Born-Gymnasium Neckargemünd

Die Katholische Kirche steht in den kommenden Jahren vor bedeutenden Veränderungen. Mit der „Kirchenentwicklung 2030“ will die Erzdiözese Freiburg die Kirche zu einer lebendigen und verlässlichen Glaubensgemeinschaft umgestalten. Ziel dieses Prozesses soll es sein, dass bis zum 1. Januar 2026 die bisherigen 224 Seelsorgeeinheiten zu 36 Pfarreien zusammengelegt werden.

Diese Pfarreien werden im staatsrechtlichen Sinne gleichzeitig Kirchengemeinden sein. Im Zuge dieser Umstrukturierung wird das bisherige Dekanat Kraichgau aufgelöst, das aus den Seelsorgeeinheiten Bad Rap-



penau/Obergimpfern, Eppingen, Sinsheim-Angelbachtal, Neckar-Elsenz und Waibstadt besteht. Daraus entsteht die neue Römisch-Katholische Kirchengemeinde Kraichgau.

Ziel dabei ist es, die Grenzen des jetzigen Dekanats Kraichgau und der bisherigen fünf Seelsorgeeinheiten in die Römisch-Katholische Kirchengemeinde Kraichgau zu fusionieren. Die kirchenrechtliche Bezeichnung

dieser neuen Gemeinde wird „Pfarrei St. Jakobus Sinsheim“ sein. Für die Leitung der neuen Kirchengemeinde wurden bereits wichtige Entscheidungen getroffen.

Der leitende Pfarrer dieser Kirchengemeinde wird Pfarrer Tobias Streit sein, der derzeit als leitender Pfarrer in der Kirchengemeinde Neckar-Elsenz tätig ist. Als stellvertretender leitender Pfarrer ist Pfarrer Lukas Biermayer vorgesehen. Pfarrer Biermayer arbeitet aktuell als Pfarradministrator der Seelsorgeeinheit Bad Rappenau/Obergimpfern. Zudem wird Julia Powelske als leitende Referentin im Kernteam mitwirken. Momentan ist Julia Powelske Pastoralreferentin der Seelsorgeeinheit Sinsheim-Angelbachtal.

Außerdem soll es einen Pfarreiökonom geben, der gemeinsam mit Tobias Streit die Gesamtverantwortung für Pastoral und Verwaltung tragen soll. Dieser Pfarreiökonom wird Markus Sager sein.

Etwas ganz Neues wird 2026 eingeführt: In der neuen Kirchengemeinde gibt es künftig sogenannte Ankerkirchen. Diese Ankerkirchen sind geplant in Bad Rappenau, Sinsheim, Eppingen, Angelbachtal, Waibstadt, Neckargemünd und Bammental. In den Ankerkirchen soll es jeden Sonntag eine Eucharistiefeier geben. Pfarrer Streit betont regelmäßig in seinen Predigten die bevorstehenden Veränderungen – und macht dabei Mut: „Bleiben Sie immer zuversichtlich.“

Warum eine Nistkastenkamera im Garten so wertvoll ist: Natur-Fernsehen der besonderen Art

„Nestflix“: Vögeln beim Brüten zuschauen

Julia Neumann-Liedemit, Klasse 9b,
Max-Born-Gymnasium
Neckargemünd

Ein Garten ist mehr als eine grüne Oase – es ist ein lebendiger Raum voller Naturwunder. Besonders spannend kann das Beobachten heimischer Gartenvögel sein. Vor allem der Blick in einen Nistkasten, in dem Meisen oder andere Vögel ihre Jungen großziehen, ist besonders faszinierend. Deshalb findet man in immer mehr Gärten-Nistkästen mit integrierter Kamera. Ein spannender Trend, der viele neugierige Naturfreunde begeistert. Das Warten auf das erste Schlüpfen und das Staunen über die Vogeleltern, die unermüdlich Futter für ihre Jungen bringen, ist ein einzigartiges Erlebnis.

Einer der am häufigsten vorkommenden Singvögel in Deutschland ist die 13,5 bis 15 Zentimeter große Kohlmeise. Sie ist ein Höhlenbrüter und brütet vor allem in Baumhöhlen oder Felsspalten, nimmt aber auch gerne Nistkästen an. Laut Naturschutzbund (Nabu) gab es 2019 in Deutschland bis zu sieben Millionen Brutpaare.

Per Nistkastenkamera lässt sich das Brutgeschehen der Kohlmeise,



Unter Beobachtung: Eine Meisenmutter umsorgt ihre Küken. Foto: privat

aber auch anderer heimischer Gartenvögel, die Nistkästen annehmen, hautnah miterleben, ohne die Vögel zu stören. Schon eine kleine handelsübliche Überwachungskamera mit WLAN-Verbindung kann hierfür benutzt werden. Hierbei ist es von Vorteil, wenn diese keinen direkten Stromanschluss benötigt, sondern batteriebetrieben ist, damit sie überall im Garten – unabhängig vom Hausstromnetz – filmen kann.

Um die Vögel mit der Montage der Kamera nicht zu stören oder zu ir-

ritieren, bietet es sich an, die Kamera vor der Brutsaison, also etwa im Winter zu installieren. Die beste Perspektive hat man, wenn man die Kamera im oberen Bereich des Nistkastens befestigt: So kann man später besonders spannende Aufnahmen von oben auf das Nest bekommen. Wenn die Zeit des Nestbaus beginnt, sollte man die Kamera, auch wenn es einem sicher schwerfallen wird, nicht im Dauerbetrieb benutzen, um nicht zu riskieren, dass ein Batteriewechsel zu einem noch spannenderen

Zeitpunkt, etwa während der Aufzucht der Jungvögel nötig ist. Je nach Kamera kann man sich nun über Computer, Tablet oder Handy Liveübertragungen anschauen und auch Videos aufnehmen.

Die Aufnahmen gewähren faszinierende Einblicke in das Leben der Gartenvögel. Vom Nestbau mit Moos, Tierhaaren und anderen weichen Materialien, über das Brüten, bis hin zum Fütterungsprozess, den ersten Flugversuchen und der Kommunikation zwischen Eltern- und ihren Jungvögeln. All dies kann man mit einer einfachen Nistkastenkamera wunderbar mitverfolgen.

Vögel über ein digitales Endgerät zu beobachten, begeistert sicher auch besonders Kinder, die so eine tiefere Wertschätzung für die Natur entwickeln. Eine Nistkastenkamera ist also nicht nur eine technische Spielerei, sondern vielmehr ein interaktives Bildungswerkzeug und eine Brücke zur Natur: Sie fördert durch die Einblicke in die Wunder der Tierwelt das Wissen über heimische Vogelarten und ermöglicht ein besseres Verständnis für die Natur. Denn nur wenn man die Natur versteht, kann man sie auch schützen.

Aus dem Alltag eines Imkers

Von Asiatischer Hornisse bis Weiselzellen

Von Ino Oetter, Klasse 9c, Max-Born-Gymnasium Neckargemünd

Im Frühling erwacht die Natur stets von Neuem. Dies bedeutet auch viel Arbeit für die Imker. Bei einem solchen bin ich zu Besuch. Joachim Oetter gibt mir einen Einblick in die Arbeiten und Probleme eines Imkers nach der Winterpause. Beim ersten Volk, das er mir zeigt, habe ich trotz eines geeigneten Anzugs noch etwas Angst vor drohenden Stichen. Doch schon bald gewöhne ich mich an die Nähe zu den Bienen.

Der Imker zeigt mir auch, welche Probleme ihm die Weiselzellen bereiten. Das sind Brutwaben, in denen neue Königinnen ausgebrütet werden. Wenn die neue Königin geschlüpft ist, fliegt manchmal die alte mit der Hälfte des Volkes weg. Dann entsteht der berühmte Bienenschwarm. Das schwächt das Volk sehr. Weniger Bienen bedeutet weniger Nektar – und somit auch weniger Honig.

Auch muss die neue Königin erst begattet werden, damit sie Eier legen kann. Erst dann ist das Volk wieder stabil. Die neue Königin muss dann auch noch neu markiert werden. Das macht man mit einer zum Jahr passenden Farbe – dieses Jahr in Blau. Durch das Markieren kann man die Königin nicht nur schneller erkennen, sondern weiß auch immer, wie alt diese ist. Deshalb entfernt der Imker die Weiselzellen mit einem kleinen Stockmeißel aus Metall. Man muss im Frühling wöchentlich nachsehen, ob diese Weiselzellen von den Bienen gebaut wurden.

Doch nicht nur die Weiselzellen können im Frühling zum Problem werden. Auch die vor einigen Jahren eingewanderte Asiatische Hornisse ist gefährlich für die Bienen, da diese ganze Stöcke ausrotten können. In Asien haben die dort heimischen Bienen eine Strategie entwickelt, wie sie diese Hornissenart bekämpfen können. In Europa kennen die Bienen diesen Feind jedoch noch nicht lang

genug, um sich gegen ihn verteidigen zu können. Ein Problem für die Imker ist auch, dass sie die Hornisse nicht bekämpfen können. Sie können nur einen Fachmann holen, wenn sie ein Nest dieser Hornissenart gefunden haben. Beim Besuch der RNZ wurde zum Glück keine Asiatische Hornisse gesichtet. Oetter berichtet aber, dass er bereits im März eine Hornissenkönigin gesehen hat.

Dem Imker kann es auch passieren, dass ein Volk über den Winter gestorben ist. Immer häufiger ist dafür die Varroamilbe verantwortlich: eine Milbe, die vor vielen Jahren auch aus Asien eingeschifft wurde. Es kann aber auch daran liegen, dass das Volk zu wenig Futter für den Winter gespeichert hat. Oetter hat zuletzt eines seiner sechs Völker verloren. Zur Bekämpfung der Varroamilbe muss man die Völker nach der Honigernte im August und Dezember mit organischen Säuren behandeln. Danach ist eine Behandlung nicht mehr erlaubt, da sonst die Gefahr besteht, dass der



Im Schutzanzug begutachtet Joachim Oetter die Honigwaben. Foto: privat

Honig verunreinigt wird. Während der Blütezeit besteht aber die Möglichkeit die Drohnenbrut auszuschneiden, um die Vermehrung der Varroamilbe einzudämmen.

Die erste Honigernte findet im späten Frühling statt. Man entnimmt bei der Honigernte die Honigwaben. Diese müssen zu Hause entdeckelt und der Honig rausgeschleudert werden. In diesem Frühjahr waren die Bienen aufgrund des sonnigen und warmen Wetters sehr fleißig, die Ernte eine gute.

Dank Patenschaften verbringt Maja einen gemütlichen Lebensabend in einem großen Offenstall

Ein Pony in Rente

Von Nela Hübner, Klasse 8a,
Dietrich-Bohnhoeffler-Gymnasium
Eppelheim

Es ist ein sonniger Frühlingstag, das Gras ist saftig grün, und das Pony Maja steht gemütlich auf einer Wiese, während die Sonnenstrahlen auf ihr – schon mit ein paar weißen Flecken gepunktetes – Fell scheinen. Maja hat ein langes Leben hinter sich, mit ihren 32 Jahren ein – für Pferde – beachtliches Alter. Doch sie stand nicht schon immer auf einer Wiese und hat ihr Leben einfach nur genossen und sich verwöhnen lassen.

Früher lebte Maja in einer Reitschule und wurde als Reitpony für pädagogisches Reiten für Kinder genutzt. Sophie, eine der ehemaligen Mitarbeiterinnen des Projektes, erzählt: „Maja war schon immer sehr stur und hatte ihren eigenen Willen. Wenn ihr etwas nicht gepasst hat, ist sie einfach gegangen und hat sich auch nicht überreden lassen, ein Kind auf ihr reiten zu lassen.“ Trotzdem hat Maja vielen Kindern geholfen, ein bisschen über sich hinauszuwachsen.

Doch als die Reitschule das Projekt schließen musste, wurden ein



Maja wurde früher als Reitpony für pädagogisches Reiten genutzt. Foto: privat

paar der Ponys nicht mehr gebraucht. Darunter auch Maja. Eine der ehemaligen zwei Mitarbeiterinnen des Projektes suchte den Ponys ein neues Zuhause, um sie vorm Ein-

schläfern oder Schlachten zu retten – und Sophie entschied sich, gemeinsam mit ihrer Freundin Mara das Pony Maja in ihrem Offenstall aufzunehmen.

Heute lebt Maja mit den anderen zwei Pferden von Sophie und Mara im Offenstall. Sie genießt ihr Leben auf dem einen halben Hektar großen Grundstück. Um das zu ermöglichen, haben Freunde und Familie von Mara und Sophie eine Art „Patenschaft“ übernommen und unterstützen die beiden finanziell, um Maja einen schönen Lebensabend zu schenken. Sophie und Mara kümmern sich liebevoll um das Pony – und um die beiden ein bisschen zu unterstützen, kommen meine Freundin Julia und ich einmal in der Woche vorbei. Dann gehen wir mit ihr spazieren, putzen sie, streicheln sie ausgiebig oder üben kleine Tricks mit ihr. „Man sieht es ihr nicht immer an, aber Maja freut sich sehr, wenn man etwas mit ihr unternimmt“, teilt Julia mit. „Es fühlt sich toll an, ihr eine Freude zu bereiten und die letzten Jahre ihres Lebens für sie so schön wie möglich zu gestalten.“ Es sei großartig, dass Sophie und Mara das Ganze mit Unterstützung möglich gemacht haben.

Und während Maja in ihrem neuen Zuhause zufrieden an ihrem Heu knabbert, wissen wir: Sie hat endlich ihre verdiente Ruhe gefunden.

Experte ordnet ein und erklärt das sogenannte „3 R-Prinzip“

Tierversuche in Forschung: Notwendigkeit oder Auslaufmodell?

Von Anna Bahn Müller und
Lisa Jäger, Klasse 9a, Friedrich-
Ebert-Gymnasium Sandhausen

Immer wieder stehen Tierversuche in der Kritik. Im Tierschutzgesetz sind sie definiert als „Eingriffe oder Behandlungen an Tieren, wenn sie mit Schmerzen, Leiden oder Schäden verbunden sein können“. Wichtig ist aber, dass durch Tierversuche bereits große Fortschritte erreicht wurden und nicht jeder Versuch Schmerzen bedeutet. Tierschützer sind jedoch der Ansicht, dass sie nicht tragbar wären und fordern deren Abschaffung. Welche Argumente sprechen also für Tierversuche – und welche dagegen? Um diese Frage zu klären, führten wir ein Interview mit Dr. Marcus Meinhardt, dem Koordinator des 3R-Zentrums Rhein-Neckar in Mannheim. Dieses setzt sich für den Tierschutz in der Forschung nach dem international anerkannten 3 R-Prinzip ein: Replace, Reduce, Refine – also Vermeiden, Verringern und Verbessern.

Eingangs stellten wir dem Experten die Frage, warum Tierversuche überhaupt nötig sind. Er erklärte uns, dass Tierversuche wichtige Erkenntnisse in der Grundlagenforschung lieferten, außerdem ließen sich so neue Therapien und Medikamente entwickeln. Auf die Frage „Was spricht für Tierversuche?“, hob Dr. Meinhardt den wissenschaftlichen Fortschritt und den medizinischen Nutzen hervor, vor allem das Verstehen komplexer biologischer Systeme. Zudem sind sie in vielen Ländern gesetzlich vorgeschrieben, bevor neue Medikamente am Menschen getestet werden dürfen.

Nach unseren Recherchen sprechen andererseits besonders die ethischen Bedenken gegen Tierversuche. Tierschützer argumentieren, dass Tiere nicht Gebrauchsgegenständen gleichzusetzen sind, sondern auch fühlende Lebewesen seien. Daher sei

das Zufügen von Schmerzen moralisch nicht vertretbar. Meinhardt sagte darauf, dass manche bei Tieren wirkende Medikamente bei Menschen nicht wirkten. Auch durch die Medien würde sich der Druck auf Politik und Wissenschaft erhöhen.



Dr. Marcus Meinhardt. Foto: privat

Daher würden Alternativmethoden vermehrt gefördert, wie künstliche Mini-Organen (Organoide), Computersimulationen, humane Zellkulturen sowie die neuartige Methode „Organ on the chip“. Deren Ziel ist es, menschliche Organfunktionen möglichst genau zu simulieren.

Tierversuche sind also teilweise verzichtbar. Jedoch sind diesen Methoden auch Grenzen gesetzt, besonders um Zusammenhänge am komplexen Organismus zu verstehen. Doch was genau ist denn das 3 R-Prinzip? Es spricht sich dafür aus, im einem ersten Schritt zu versuchen, Tierversuche durch Alternativmethoden zu er-

setzen (replace). Ist dies nicht möglich, sollten sie auf das Nötigste reduziert werden (reduce). Und zuletzt gilt es, sowohl die Forschung mit den Tieren als auch deren Haltungsbedingungen zu verbessern (refine).

Tatsächlich sind die Versuche in den vergangenen Jahren stetig gesunken. „Momentan kann man in der Forschung nicht auf Tierversuche verzichten. Solange wir Tierversuche machen, ist es unsere Aufgabe, für den bestmöglichen Tierschutz zu sorgen“, erklärte uns der Experte nicht nur seinen Standpunkt, sondern auch den Grundgedanken des Instituts.

Auch wir sind nach dem Interview und der Recherche zu dem Schluss gekommen, dass Tierversuche nicht immer Qual und Leiden bedeuten und sie aktuell nicht verzichtbar sind. Daher sollte den Tieren ein möglichst faires und artgerechtes Leben ermöglicht werden, wobei die 3 R-Prinzipien einen guten Ansatz darstellen. Wichtig ist es also, sich zu informieren und beide Seiten der Argumentation zu berücksichtigen.

Auf Tuchföhlung mit den Insekten: Am SBBZ Luise von Baden findet im kommenden Schuljahr erstmals ein Bienen-Projekt statt

In der Luise „brummt“ es bald

Von Carla Emmerich, SBBZ Luise von Baden Neckargemünd

Am SBBZ Luise von Baden wird zum kommenden Schuljahr erstmals ein Bienen-Projekt durchgeführt. Im Interview berichtet Christian Klein, der schon seit 13 Jahren am SBBZ Luise von Baden unterrichtet, darüber. In dem Projekt geht es um ein neues Bildungsangebot, welches in der „Luise“ für die Schüler und Schülerinnen ab der Klasse 6/7 wählbar wird. Im ersten Halbjahr wird alles vorbereitet, im zweiten Halbjahr wird sich um die Bienen gekümmert.

Herr Klein, was ist das Bienen-Projekt genau?

Christian Klein: Das Projekt „Bienen an der Luise“ ist noch in Planung und wird aber ein Bildungsangebot werden, das wie die anderen Angebote wöchentlich stattfindet. Wir möchten an unsere Schule mehrere Bienenvölker ansiedeln und diese dann gemeinsam mit den Schülerinnen und Schülern in dem Nachmittagsangebot betreuen.

Wie kamen Sie zu der Idee, ein Bienen-Projekt zu starten?

Ursprünglich kam die Idee von Tabea Bühler: Sie selbst hat durch ihren Vater, der Imker ist und uns mit dem nötigen Know-how zur Seite steht, mit Bienen zu tun. Von ihm bekommen wir auch kostenlos die Bienen. Frau Bühler und ich sind beide Biotelehrer und finden, dass man bei dem Projekt sehr viel lernen kann.

Welche Ziele verfolgt das Projekt: eher Umweltbildung, Praxiswissen – oder beides?

Tatsächlich wollen wir beides, denn



Praxis für Biologieunterricht: Lehrer Christian Klein beim Bienenlehrgang. Foto: privat

dann haben die Schüler und Schülerinnen die Möglichkeit, die Bienen und die Natur besser kennenzulernen. Wir wollen die Kinder für die Natur und ihre Insekten sensibilisieren, da man bekanntlich das schützt, was man kennt. Gleichzeitig wollen wir natürlich auch, dass die Schülerinnen und Schüler lernen, Verantwortung zu übernehmen, denn wir müssen schauen, dass es den Bienen gut geht, müssen sie pflegen und uns regelmäßig um sie kümmern. Wir vermitteln auch andere Dinge: so werden wir auch handwerklich arbeiten, etwa die Bienenbeuten, also die Bienenkästen, zu reparieren oder Rahmen für weitere Bienenvölker zu bauen. Aus dem Wachs wollen wir Kerzen herstellen, die wir vielleicht verkaufen können, sowie natürlich den Honig selbst.

Für welche Schülerinnen und Schüler ist das Projekt gedacht?

Das Projekt ist grundsätzlich für Schülerinnen und Schüler ab der

sechsten, siebten Klasse geplant. Wenn sich alles eingespielt hat, besteht dann auch die Möglichkeit für Grundschüler, einen Vormittag bei den Bienen zu verbringen.

Wie läuft das Projekt praktisch ab?

Das Projekt ist sehr stark von der Mithilfe der Schülerinnen und Schüler abhängig, denn man braucht gerade am Anfang sehr viele Hände, um alles zu bauen und vorzubereiten. Nach den Sommerferien startet das Bildungsangebot erst einmal ohne Bienen mit einem Bau- und Werkelhalbjahr. Da bauen wir die Unterstände für die Bienen und die Rähmchen für das nächste Jahr, denn über den Winter sind sie in der Winterruhe. Und wir wollen, wenn es funktioniert, den alten Bauwagen wieder herrichten, damit wir dort unsere Ausrüstung einlagern können. Im zweiten Halbjahr sind die Schülerinnen und Schüler auch gefordert: Wir gucken jede Woche in die Bienenbeuten und überprüfen, ob

es den Bienen gut geht. Es gibt für alle Schutzkleidung und es wird immer erklärt, was zu tun ist. Später dürfen die Schülerinnen und Schüler auch bei der Honigerstellung mithelfen und ebenso beim Verkauf aller Produkte.

Gab es bisher Überraschungen oder Schwierigkeiten beim Projekt?

Bisher läuft es alles sehr gut und wir haben die Zusage vom Elternbeirat bekommen, dass sie uns finanziell ein wenig unterstützen. Wir benötigen aber dennoch weitere Fördergelder von anderen Stellen, damit wir auch alles rechtzeitig parat haben, wenn die Bienen kommen. Das ist die große Herausforderung, dass wir noch mehr Leute oder Unternehmen finden, die uns finanziell unterstützen bei unserem Projekt.

Was passiert mit dem Honig? Wird er verkauft oder verschenkt?

Wir werden auf jeden Fall den Honig verkaufen, denn wir haben jedes Jahr neue Kosten zum Beispiel für das Futter für die Bienen im Winter. Aber auch Medikamente, die benötigt werden, müssen gekauft werden. Und wir wollen das über die Einnahmen des verkauften Honigs finanzieren. Ab und zu werden wir natürlich auch ein paar Gläser verschenken.

Wie lange soll das Projekt laufen und gibt es Pläne für die Zukunft?

Wir rechnen damit, dass es etwa ein bis zwei Schuljahre dauern wird, bis das Projekt ohne Probleme läuft. Bis wir alles haben und wissen, wie alles funktioniert. In dieser Zeit brauchen wir sehr viel Unterstützung von den Schülerinnen und Schülern. Ganz klar: Es soll ein fester Bestandteil der Luise werden.

Wie Tierschützer Amphibien bei ihrer Wanderung über Straßen unterstützen

Krötenzäune retten Leben

Von Florian Wiegand, Klasse 9c, Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium Eppelheim

Jedes Frühjahr sieht man sie auf den Straßen: tote Kröten, überfahren von Autos. Warum wandern Kröten? Wie kann man sie schützen? Im Frühling wandern Kröten nach langer Winterstarre wieder in das Gewässer, in dem sie von Kaulquappe zu Kröte geworden sind, um selbst dort Eier zu legen. Doch müssen sie dabei meist Ver-

kehrwege überqueren und werden dabei nicht selten überfahren. Sie müssen Straßen überqueren, da der Mensch sie durch die traditionellen Wanderwege der Kröten gebaut hat.

Die Straßen sind für die Tiere sehr gefährlich. Sie wandern nachts, weil sie Feuchtlufttiere sind. Das heißt, dass sie stets feucht sein müssen, in der Sonne wegen ihrer dünnen Haut rasch austrocknen würden. Nachts aber werden sie von Autofahrern nicht gesehen – und überfahren. Tierschüt-

zer versuchen die Kröten zu retten, indem sie entlang der Straßen Plastikzäune aufstellen, um zu verhindern, dass die Kröten auf die Fahrbahn gelangen. Alle 20 bis 30 Meter sind hinter dem Zaun Eimer eingegraben, in die die Tiere, beim Versuch über die Straße zu laufen, hineinfallen. Morgens tragen Krötenretter sie über die Straße. Oft findet man in den Eimern neben Einzeltieren bereits verpaarte Kröten. Dann hockt das Männchen auf dem Rücken des Weibchens und um-



Männchen lassen sich vom Weibchen teils kilometerweit tragen. Foto: Nicole Debon

klammert es fest. Manchmal geschieht dies schon am Anfang des Wanderwegs: Diese Männchen lassen sich die gesamten zwei bis drei Kilometer Huckepack vom Weibchen tragen.

Michaela Wurst im Sekretariat gilt als das Herzstück der Otto-Graf-Realschule in Leimen

„Das ist mein zweites Zuhause“

Von Alina Alles und Kinga Brodowski, Klasse 8a, Otto-Graf-Realschule Leimen

Im oft hektischen Schultag gibt es einen Ort, an dem alles zusammenläuft: das Sekretariat. Dort empfängt Michaela Wurst nicht nur Anrufe, bearbeitet Unterlagen und hilft bei organisatorischen Fragen – sie ist auch für viele das freundliche Gesicht des Hauses.

Wie sind Sie zu diesem Job gekommen?

Michaela Wurst: Ich bin durch eine Stellenanzeige auf ihn aufmerksam geworden.

Warum wollten Sie genau an der Otto-Graf Realschule Sekretärin werden?

Ich war selbst hier Schülerin und habe vorher an der Turmschule gearbeitet. Die Realschule wurde umgebaut, und einige Kolleginnen und Kollegen sind dann auch an die Turmschule gewechselt. Da alle Kolleginnen und Kollegen aus der Realschule sehr nett waren, dachte ich mir, dass ich es auch dort versuchen könnte.

Wie lange arbeiten sie hier schon?

Fast zehn Jahre schon.



Realschul-Sekretärin Michaela Wurst beantwortet die Fragen der Schülerreporterinnen Alina Alles und Kinga Brodowski. Foto: privat

Waren sie auch schon mal Lehrerin?

Nein, ich war immer Sekretärin.

Haben sie eine Ausbildung gemacht?

Ich habe eine Ausbildung zur Bürokauffrau gemacht. Die habe ich in der Orthopädie in Schlierbach absolviert. Von dort bin ich in die Chefsekretärin-Position hineingerutscht, und seitdem bin ich Sekretärin.

Wollten sie schon immer Sekretärin werden?

Früher wollte ich Krankengymnastin werden.

Wie lange arbeiten sie am Tag?

So siebeneinhalb Stunden, manchmal auch länger.

Lieben sie ihren Job?

Ja sehr. Es macht mir sehr viel Freude, hier zu arbeiten. Das ist mein zweites Zuhause.

Was machen sie genau als Sekretärin?

Ich organisiere viel, schreibe Briefe und habe Kontakt mit Eltern, Lehren, Behörden oder mit Euch Schülern. Das ist nicht immer strukturierte Arbeit. Jeder Tag ist immer irgendwie anders.

Hype zu Hause, aber nicht im Klassenzimmer

Becher der Freundschaft

Von Emma Schwind, Klasse 8c, Realschule Neckargemünd

Ob auf TikTok, Instagram oder bei Influencern in anderen Social-Media-Kanälen – überall taucht er auf: der „Stanley Cup Quencher 40oz“. Ein riesiger Trinkbecher mit Henkel, stylisch, bunt, und vor allem: total angesagt. Doch obwohl viele davon träumen, sieht man ihn an der Realschule Neckargemünd kaum.

Dabei ist der Stanley-Cup-Quencher Trend, Social-Media-Star und für viele einfach ein Traum aus Edelstahl. Ich selbst habe meinen Stanley-Cup mit meiner besten Freundin gekauft – in Beige. Für uns ist das etwas wie ein Freundschaftsbecher. Ich benutze ihn jeden Tag, aber nicht in der Schule. Dafür ist er mir zu wichtig, und ich hatte zu viel Angst, dass er kaputt geht. Damit bin ich nicht allein – niemand in meiner Klasse bringt ihn mit in die Schule.



Viele würden sich gerne einen Stanley holen, doch ein Problem ist der Preis. Zwischen 50 und 70 Euro kostet der Becher. Das ist für viele einfach zu viel. Gerade im Schulalter ist das viel Geld, das man sich erst zusammensparen oder wünschen muss. Ich habe zwei meiner Freundinnen gefragt: Leni (14) erzählt: „Ich habe den Stanley-Cup zu meinem Geburtstag bekommen – in Weiß. Ich finde ihn leider etwas teuer.“ Der Becher ist zwar schön und praktisch, hat aber eben seinen Preis. Manche überlegen monatelang, bevor sie entscheiden, zuzugreifen. Johanna (15) erklärt: „Ich habe meinen geholt, weil er im Hype war und jeder ihn hatte.“ Auch bei ihr hat Social Media eine große Rolle gespielt. Der Becher ist mehr als nur ein Trinkgefäß. Mit seinen 1,2 Litern Inhalt hilft er beim Trinken, sieht gut aus und fühlt sich fast schon wie ein Accessoire an. Der Stanley-Cup ist zum Statussymbol geworden zumindest online. Man besitzt ihn mit Stolz, behandelt ihn vorsichtig und bringt ihn nicht mit in die Schule, um ihn vor Kratzern und Stürzen zu schützen.

Die Autorin mit ihrem Stanley. Foto: privat

Einführung von Handytaschen am Schulzentrum Neckargemünd

Gemeinsam verzichten für konzentriertes Lernen

Von Juno Tomic, Klasse 8c, Realschule Neckargemünd

Ab dem kommenden Schuljahr 2025/26 werden sogenannte „Handypouches“ für alle Schülerinnen und Schüler der Realschule Neckargemünd sowie des Max-Born-Gymnasiums verpflichtend eingeführt. Das sind magnetisch verriegelbare Handytaschen. Beide Schulen informierten in einer Veranstaltung Ende März 2025 über diese weitreichende Entscheidung für den Alltag am Schulzentrum. Zu dieser Konferenz waren alle Mitglieder der Schulgemeinschaft – Eltern, Lehrer, Schülervertretung (SMV) sowie interessierte Schülerinnen und Schüler – eingeladen, um sich aus erster Hand über das neue Konzept zu informieren. Die Schulen werden für jeden Schüler eine magnetisch verriegelbare Handytasche der Firma „Pho-



Darin pausieren Smartphones. Foto: privat

nelocker“ bereitstellen. Beim Betreten des Schulgebäudes müssen Smartphones in diese Taschen gelegt und an dafür vorgesehenen Stationen verriegelt werden. Erst beim Verlassen des Schulgeländes dürfen die Taschen dann wieder geöffnet werden. Wer sich weigert, sein Handy wie vorgeschrieben zu verwahren, muss mit pädagogischen Maßnahmen und gegebenenfalls weiteren Konsequenzen rechnen. „Handys zählen für uns nicht zu den digitalen Arbeitsmitteln wie Tablets oder Laptops, die gezielt im Unterricht eingesetzt werden. Vielmehr sehen wir in der ständigen Verfügbarkeit des Smartphones eine erhebliche Ablenkung und auch eine Ursache für soziale Konflikte“, so die Schulleitung der Realschule.

Die Maßnahme orientiert sich unter anderem am Englischen Institut in Heidelberg. Dort sind „Handy-

pouches“ bereits seit Oktober 2024 im Einsatz – mit nach Angabe der Schulleitungen durchweg positiven Rückmeldungen von Lehrern wie Schülern.

Nicht nur der möglichen Sanktionen wegen begegnet die Schülerschaft dem Vorhaben erwartungsgemäß mit gemischten Gefühlen. Einerseits bedeutet der stundenlange Verzicht auf den gewohnten Begleiter, der für viele auch für sozialen Anschluss steht, eine große Umstellung. Andererseits könnte es sogar befreiend und verbindend wirken, gemeinsam eine Weile für Versuche und Druck der Sozialen Medien unerreichbar zu sein.

Dementsprechend verfolgen die Schulen nach eigenen Angaben mit der Einführung das Ziel, ein fokussierteres, respektvolleres und störungsfreieres Lernumfeld zu schaffen. Die Umsetzung soll kontinuierlich begleitet und bei Bedarf angepasst werden – immer in Zusammenarbeit mit der gesamten Schulgemeinschaft.

Sechs Tage ohne Eltern: Ein Neckargemünder Schüler berichtet von seiner Gastwoche in England

Eine Woche im britischen Alltag

Von Nika Gille, Klasse 8a,
Realschule Neckargemünd

Morgens um 4.30 Uhr klingelte mein Wecker. Ich musste mich schnell fertig machen. Wir fuhren zum Neckargemünder Bahnhof und von dort aus nach Mannheim, von wo es mit dem Zug nach Frankfurt ging. Die Fahrt dauerte etwas mehr als eine Stunde, dann waren wir am Flughafen. Auf dem etwa eineinhalbstündigen Flug hatte ich einen Mittelplatz.

Nach der Landung in Manchester fuhren wir mit der Bahn nach Lancaster, wo wir von unseren Austauschschülern empfangen wurden. Dann ging zu ihnen nach Hause. Meine Gastfamilie lebt in einem schönen Haus mit roten Backsteinen und einem riesigen Garten.

Am nächsten Tag ging es in ein Museum – das war allerdings sehr langweilig. Danach gingen wir in einen Park und dann ins „City-Centre“. Am Abend gab es Lasagne. Dann spielten wir Spiele und gingen ins Bett. Am Folgetag begleitete ich in den ersten zwei Schulstunden mei-



Nika Gille verbrachte im Rahmen des Schüleraustauschprogramms eine knappe Woche in Lancaster. Foto: privat

nen Austauschschüler Ben: Physik und Musik standen an. Dann ging es nach Morecambe: ein kleiner Ort direkt am Meer. Ich aß Eis und ging mit Freunden shoppen. Nach der Schule holte Ben mich ab. Zu Hause gab's Burger, und nach einigen Partien Gesellschaftsspielen gingen wir ins Bett.

Am Donnerstag begleitete ich Ben in seine ersten drei Stunden, Physik und Mathe. Dann stand ein kleines Treffen bei Donuts an. Wir besuchten das „Lancaster Castle“. Das war sehr

interessant und das „Escape Game“ war spannend: Wir wurden in eine Kammer eingeschlossen ohne Licht. Nach der Schlosstour hatten die Lehrer eine Schatzsuche mit englischen Fragen geplant. Danach ging es noch durch ein kleines Polizeimuseum. Zu Hause gab es Curry und wir spielten Double: Ben musste die Wörter auf Deutsch sagen, was für viele Lacher sorgte.

Am Freitag hatten wir die ersten beiden Stunden Englisch und Geschichte. Danach besuchten wir den William's Park, wo es den höchsten Punkt Lancasters zu erklimmen gilt. Wir gingen auch ins Schmetterlingshaus mit verschiedenen Tieren. Dann ging es noch auf eine Shoppingtour, es gab Pizza und wir besuchten eine Sprungbude.

Die Künstliche Intelligenz im Test

Wie gut ist Chat-GPT wirklich?

Von Ana Chaicovski, Klasse 8a,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Die Künstliche Intelligenz (KI) Chat-GPT ist inzwischen eine der meist benutzten Plattformen weltweit. Aber ist das Programm wirklich so allwissend wie es jeder behauptet? Ich habe mir diese Frage gestellt und Chat-GPT auf die Probe gestellt.

In den meisten Fällen hat es mir sehr gut geholfen, zum Beispiel im Bereich Hausaufgaben. Ich verstehe eine Aufgabe in Mathe nicht? Ich schreibe sie einfach kurz in mein Handy oder mache einfach gleich nur ein Foto! Und siehe da: Sowohl Lösungsweg als auch gleich die ungefragte Lösung erscheinen – und das in nur zehn Sekunden.

Wenn wir die KI jetzt für einen Deutsch-Aufsatz verwenden würden und ich nicht weiß, wie ich anfangen soll, schreibe ich Chat-GPT eine kurze Nachricht und im Handumdrehen habe ich ein paar Ideen für Textanfänge. Das heißt: Chat-GPT kann mir für verschiedene Anlässe verschiedene Optionen an Texten geben. Das bedeutet, ich kann es sowohl für Aufsätze, E-Mails, Hausaufgaben oder anderes benutzen und bekomme sofort alle Antworten. Diese Antworten kann die KI dann auch in den eigenen Schreibstil umschreiben beziehungsweise mehr auf Achtklässler-Niveau bringen. Oder sogar so umschreiben, dass es klingt, als hätten Wissenschaftler solch einen Text verfasst. Schon irgendwie gruselig, oder? Am Ende ist man wirklich überrascht, was für eine Erfindung das ist und wie weit die Menschen es schon mit der Technik gebracht haben.

Man kann so eine KI jedoch nicht mit einer Suchmaschine wie Google vergleichen. Anstatt viele Seiten nach Informationen durchsuchen zu müssen, kann man einfach kurz schreiben und erhält direkt eine Antwort. Trotzdem muss man auch immer selbst mitdenken und nicht einfach sofort abschreiben, da auch eine KI mal etwas anders versteht als man selbst. Zudem wird man dadurch auch ziemlich faul.

Ich glaube nicht, dass Chat-GPT uns ersetzt. Aber es kann einem sehr gut helfen, wenn man bei etwas nicht weiterkommt. Man sollte es eher wie einen schlaunen Freund sehen, der immer Zeit hat.

Neue Technik stellt Schulen vor Herausforderungen: Am FEG ist man aufgeschlossen

Künstliche Intelligenz im Klassenzimmer

Von Annika Obieglo und
Laura Müller, Klasse 9a, Friedrich-
Ebert-Gymnasium Sandhausen

Künstliche Intelligenz (KI) dringt zunehmend in den Schulalltag vor: Ob Lernplattformen, Korrekturtools oder Vokabeltrainer – technische Helfer versprechen individuelles Feedback und eine Entlastung für Lehrer. Doch während die einen die Chancen preisen, warnen andere vor Ablenkung, Datenschutzproblemen und einem wachsenden digitalen Graben zwischen Stadt und Land.

Eine aktuelle Umfrage der Technischen Universität München zeigt, dass drei Viertel aller befragten Lehrkräfte in mindestens einem Fach KI-gestützte Anwendungen nutzen. Demnach geben 73 Prozent an, Lernfortschritte genauer beobachten zu können, und knapp 60 Prozent berichten von gesteigerter Motivation gerade bei leistungsschwächeren Klassen. Zugleich beklagen 45 Prozent der Lehrer, ihre Schüler würden sich durch Push-Benachrichtigungen oder Pop-up-Erklärvideos ablenken lassen und den Fokus auf den Unterricht verlieren.

Vor diesem Hintergrund hat die Kultusministerkonferenz (KMK) verbindliche Leitlinien erlassen. Alle Bundesländer müssen nun klare Nutzerregeln aufstellen, Datenschutzanforderungen regelmäßig überprüfen und verpflichtende Fortbildungen für Lehrkräfte einführen. Besonders wichtig sei, dass technische Hilfsmittel das pädagogische Gespräch nicht ersetzen, sondern gezielt ergänzen.

Wir haben eine Lehrkraft, Frau Dr. Henrich, aus unserem FEG Sandhausen befragt. Henrich sieht in der KI Chancen – auch für die Schule. Sie weiß, dass die Programme beim Lernen helfen können: zum Beispiel beim Erklären von Themen, beim Formulieren von Texten oder beim Üben von Vokabeln. Zwar gibt es an der Schule ein Handyverbot, aber Henrich sieht die private Nutzung von KI nicht als Problem. Im Gegenteil: Sie sagt: „Wenn es nicht in der Schule genutzt wird, warum dann nicht?“ Damit meint sie, dass man KI außerhalb der Schule sinnvoll einsetzen kann, so lange die Regeln im Unterricht eingehalten werden.

Wie vielfältig die praktische Umsetzung aussehen kann, zeigt ein Stutt-

garter Gymnasium, wo inzwischen jede dritte Klasse eine KI-App zum Vokabeltraining nutzt, die individualisiertes Feedback gibt und offline funktioniert. Trotz positiver Rückmeldungen wünschen sich landesweit 62 Prozent der Lehrkräfte weitere Workshops, um die Programme fächerübergreifend und didaktisch sinnvoll einsetzen zu können.

Kritiker weisen darauf hin, dass Daten nicht in falsche Hände geraten dürfen: Leistungsdaten, Lernprofile und persönliche Angaben müssen nach strengen Datenschutzrichtlinien verarbeitet werden. Ein weiterer Diskussionspunkt ist die soziale Ungleichheit: In ländlichen Regionen ohne Breitbandanschluss könnten KI-Lösungen zu einer Bildungsbarriere werden, statt diese abzubauen. Ob KI-Anwendungen den Schulalltag langfristig bereichern oder sich als kurzlebiger Trend erweisen, wird von der Qualität der Umsetzung abhängen. Entscheidend ist, dass Politik, Schulleitungen und Lehrkräfte Verantwortung übernehmen: Nur wenn technischer Fortschritt pädagogisch begleitet wird, ist digitaler Fortschritt sozial.

Eine Lehrerin spricht im Interview vom Schulalltag in Nordmazedonien

„Fast jede Schule ist voll ausgestattet“

Von Eva Georgievska, Klasse 8a,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Emilija Hadživasileva ist seit 25 Jahren Lehrerin, davon war sie vier Jahre lang Rektorin am Gymnasium „Pance Arsovski“ in Skopje, der Hauptstadt von Nordmazedonien. Sie unterrichtet das Fach Englisch.

Frau Hadživasileva, können Sie uns sagen, wie das Schulsystem in Nordmazedonien aufgebaut ist?

Emilija Hadživasileva: Das Schulsystem in Nordmazedonien beginnt mit der Grundschule ab dem sechsten Lebensjahr, mit einer Dauer von neun Jahren. Danach besuchen die Schüler und Schülerinnen die weiterführende Schule. Die geht vier Jahre und ist Pflicht. Die Schüler und Schülerinnen können sich zwischen zwei Arten von weiterführenden Schulen entscheiden: Gymnasium oder Berufsschulen wie zum Beispiel für Medizin, Wirtschaft, Tiermedizin, Chemie, Kunst, Ballett, Musik, Touris-

mus, Maschinenbau, Gastronomie, Friseurschule, Schule für Kosmetik ... Nach der weiterführenden Schule entscheiden sich Schüler und Schülerinnen am meisten für eine Hochschule oder suchen sich einen Job.

Wie sieht das Notensystem an Nordmazedonischen Schulen aus?

In Nordmazedonien werden die Schüler und Schülerinnen in Grund- und weiterführenden Schulen numerisch mit Noten von 1 bis 5 bewertet. 1 ist die schlechteste und 5 die beste Note.

Wie lange dauert das Schuljahr und wie lange dauern die Ferien?

Das Schuljahr in der Grund- und den weiterführenden Schulen dauert neun Monate. Die Schule beginnt immer am 10. September und endet am 10. Juni. Es gibt nur zwei Ferien: Sommer- und Winterferien. Die Sommerferien beginnen am 11. Juni und enden am 31. August. Die Winterferien beginnen am 31. Dezember und dauern drei Wochen.



Emilija Hadživasileva ist Lehrerin.



Mit Computern sind die meisten Zimmer des Gymnasiums ausgerüstet. Fotos: privat

Wie weit ist der technologische Stand an den Schulen?

Fast jede Schule verfügt über ein voll ausgestattetes Klassenzimmer mit Computer und Internet. In vielen Schulen werden ein Smartboard und das Internet benutzt. Wir als Lehrkräfte sind verpflichtet einen Teil unseres Lehrplans mit Computertechnologie umzusetzen.

Wie gefällt Ihnen die Arbeit in dem Gymnasium und die Arbeit mit den Schülern und Schülerinnen?

Ich arbeite sehr gerne und verbringe gerne Zeit mit meinen Schülern und Schülerinnen. In der Schule, in der ich arbeite, verfügen wir über solide Unterrichtsbedingungen: Smartboards und Zugang zum Internet in allen Klassenräumen, ausgestattete Klassenzimmer für Informatik, Physik, Chemie, Biologie, Kunst. Die Schule verfügt über eine neue Bi-

bliothek, Fußball- und Basketballplätze im Freien, eine Sport- und Turnhalle und einen Fitnessraum. Die durchschnittliche Anzahl der Schüler pro Klasse beträgt 15.

Benötigen sie viel Zeit, um sich auf den Unterricht vorzubereiten?

Mein Beruf erfordert eine obligatorische Vorbereitung zu Hause. Zu Beginn des Schuljahres erstellen wir ein Jahres- und ein Monatsprogramm und bereiten uns natürlich täglich auf jede Schulstunde vor. Ich arbeite insgesamt 22 Stunden pro Woche. Außerdem verbringe ich viel Zeit mit der Vorbereitung und Überprüfung von Tests und Klassenarbeiten. Ich bereite ein zusätzliches Programm für schwächere Schüler und Schülerinnen vor, um ihnen zu helfen, Nachteile zu überwinden. Ich bereite auch ein Zusatzprogramm für talentierte Schüler und Schülerinnen auf Wettbewerbe vor.

Ein Kommentar zur Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft

Gleichberechtigung? In der Theorie längst erreicht – in der Wirklichkeit weit entfernt

Von Franziska Nolte, Klasse 9a,
Friedrich-Ebert-Gymnasium
Sandhausen

„In unserem Land herrscht Chancengerechtigkeit!“ Eine schöne Vorstellung, die heutzutage jedoch Wunschenken bleibt. Obwohl sich die Politik eigentlich dazu verpflichtet, dafür zu sorgen – Stichwort Grundgesetz Artikel 3, Absatz 2 –, beschäftigen uns heute immer noch viele Probleme: der Gender-Pay-Gap, Rollenbilder und wie unsere Gesellschaft immer noch nicht da ist, wo sie sein sollte.

Aus dem Gender-Pay-Gap, also der Lohnlücke zwischen Frauen und Männern, die bei 18 Prozent liegt, folgen finanzielle Abhängigkeit für Frauen, eingeschränkte Karrierechancen sowie ein geringes Vermögen, das oft zu Altersarmut führt. Diese Probleme

werden oft relativiert: „Das kommt doch alles von individuellen Entscheidungen, da sind die Frauen wohl selbst schuld. Frauen arbeiten oft in schlechter bezahlten Berufen, das entscheiden sie doch selbst. Außerdem ist es ihre eigene Entscheidung so lange bei den Kindern zu bleiben. Und sie können sich bei Lohnverhandlungen einfach schlechter präsentieren und durchsetzen.“ Diese Argumente hört man bei diesem Thema immer wieder, allerdings sind alle diese individuellen Entscheidungen ein Ergebnis von vielen verschiedenen strukturellen Problemen.

Erstens: Frauen suchen sich ihre Berufe selbst aus. Die Berufswahl hängt oft mit gesellschaftlicher Erwartung zusammen. Sogenannte Rollenbilder prägen eine Frau sowie auch Diskriminierung, die ihre Unsicher-

heiten verstärkt. Deshalb entscheiden sich viele Frauen für einen sozialen Beruf und trauen sich oft nicht ihren Träumen nachzugehen. Ein weiterer Aspekt: Frauen haben häufig Erwerbsunterbrechungen, sie entscheiden sich selbst dafür zu Hause zu bleiben und die Kinderbetreuung zu übernehmen. Dies ist ebenso eine Folge von Rollenbildern. Frauen, die schon früh nach der Geburt arbeiten gehen, werden als schlechte Mutter angesehen. Des Weiteren sind die Kinderbetreuungsoptionen nicht ausreichend, deshalb werden sie auch dazu gezwungen, diese selbst zu übernehmen. Dazu kommt, dass es oft rein wirtschaftlich für die meisten Paare nicht möglich ist, auf das Gehalt des Mannes zu verzichten, da dieser oft Hauptverdiener ist. Zuletzt: Frauen werden oft nicht befördert oder kriegen nicht mehr Geld,

weil sie sich in Lohnverhandlungen schlechter durchsetzen können. Auch dies hat gesellschaftliche Hintergründe; von klein auf wird Mädchen beigebracht, sich bescheiden zu präsentieren und ja nicht zu laut oder zu fordernd zu sein. Diese Eigenschaften ziehen sich bis ins Erwachsenenalter.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass verschiedene strukturelle Probleme aus den Feldern Wirtschaft, Gesellschaft und Politik zusammenspielen. Die Politik sollte sich daher weiterhin verstärkt zur Aufgabe machen, diese Probleme und Stereotypen aufzulösen. Da allerdings Rollenbilder und Vorurteile ihren Ursprung vor allem im Kern der Gesellschaft haben, möchte ich mit meinem Artikel bewirken, dass jeder, der ihn gelesen hat, anfängt umzudenken und andere dazu ermutigt, dies ebenfalls zu tun.

Die Welt mit Kinderaugen sehen: ein Tag in der Kindertagesstätte Kinderhaus Heidelberg

Mit Fantasie und Verantwortung ins Leben

Von Leon Schmidmaier, Klasse 9c,
Max-Born-Gymnasium
Neckargemünd

„Schau mal, hier wohnen die Elfen und Trolle“, ruft mir die vierjährige Mia fröhlich zu. Es ist ein schöner, warmer Frühlingstag im März. Ich begleite die zwei Gruppen der Kindertagesstätte Kinderhaus Heidelberg e.V. einen Tag lang. Die Elterninitiative existiert schon seit über 40 Jahren. Das kleine Haus in der Neckarhelle 72 in Heidelberg erinnert ein bisschen an die Villa Kunterbunt bei Pippi Langstrumpf. Das Konzept der Kindertagesstätte ist außergewöhnlich und hat mein Interesse geweckt. Ich möchte mehr darüber erfahren.

Kitaleiterin Jaqueline Hybner erklärt: „Es gibt zwei altersgemischte Gruppen in unserer Einrichtung. Die Kinder sind zwischen drei und sechs Jahre alt. Unser Konzept ist nicht gewöhnlich und grenzt sich deutlich von anderen Einrichtungen ab.“ Heute steht ein Ausflug zum Stift Neuburg in Ziegelhausen an. Genauer gesagt: Wir erkunden den Elfenwald, denn ich möchte natürlich wissen, wo die



Hier dürfen auch Kinder Feuer machen – natürlich mit großer Vorsicht. Foto: privat

Trolle wohnen. Die andere Gruppe hat sich etwas abseits an einer Feuerstelle versammelt. Ich frage mich: Wie passt das zusammen? Der normale Kindergarten-Alltag sieht für mich anders aus. Hybner lacht und erklärt: „Das ist genau unser Konzept. Wir möchten die Kinder so lange es geht Kinder sein lassen und ihre Fantasie maximal fördern. Auf der anderen Seite möchten wir ihnen frühzeitig aber auch Verantwortung übertragen.“ Mia klettert von einem bemoosten Stein zum nächsten, ich

folge ihr und sie bleibt vor einem Baum stehen. Im Wurzelwerk entdecke ich kleine Elfen- und Trollfiguren. „Wir kommen jede Woche und besuchen sie. Manchmal sind sie umgezogen und wir müssen sie erst suchen.“ Leuchtende Kinderaugen blicken mich an, und der Zauber des Elfenwaldes hat mich ebenso berührt.

Die Adler-Gruppe an der Feuerstelle ist geschäftig zugange. Jedes Kind hat einen Magnesium-Stein und ein kleines Messer in der Hand. Mir wird mulmig bei diesem Anblick, aber

Hybner beruhigt mich: „Haben Sie keine Sorge, es ist noch nie etwas passiert. Wir bringen den Kindern frühstmöglich bei mit den Gefahren des Lebens richtig umzugehen.“ Der Spruch „Messer, Gabel, Schere, Licht ist für kleine Kinder nichts“ gebe es hier im Haus nicht. „Wir fördern eher, dass die Kinder lernen damit umzugehen“, so Hybner. „Wir vertrauen in sie und geben ihnen die Verantwortung jetzt schon, das zahlt sich später aus.“ Und tatsächlich: Die Kinder sind mit großer Vorsicht und Ausdauer dabei, das Magnesium auf ihre Holzstäbchen vor sich zu schaben. Bei manchen glühen die kleinen Holzstäbchen schon. Die Kinder sind hoch konzentriert – beeindruckend! „Natürlich steht bei uns die Sicherheit ebenso im Vordergrund, ein Wassereimer steht immer parat“, lacht Hybner.

Der Tag neigt sich zu Ende. Strahlende und lachende Kindergesichter bleiben mir in Erinnerung. Das Konzept des Kinderhauses Heidelberg hat mich überzeugt. Hier werden heranwachsende Menschen in hohem Maße in ihrer Fantasie gefördert und trotzdem verantwortungsbewusst auf die Gefahren des Lebens vorbereitet.

Göran Schmidt stellt das Forsthaus Michelbuch vor

Ort zum Aufblühen mitten im Odenwald

Von Josefine Lang und
Jana Schneider, Klasse 9 b,
Max-Born-Gymnasium
Neckargemünd

Mitten im Odenwald, liegt ein ganz besonderer Ort: das Forsthaus Michelbuch. Es befindet sich etwa in der Mitte im Wald zwischen Darsberg, Grein, Neckarhäuserhof und Hirschhorn und etwas östlich der Stadt Schönau. Seit 2015 bietet es jungen Menschen die Möglichkeit, Natur, Gemeinschaft und Glauben auf einzigartige Weise zu erleben. Wir haben mit einem der vier Bewohner des Hauses, Göran Schmidt, über die Entstehung, Herausforderungen und Visionen des Hauses und des dazugehörigen Baumhauscampes gesprochen.

„Mein Name ist Göran Schmidt, ich bin 41 Jahre alt, Diakon und Mitleiter des Baumhauscampes“, beginnt er das Gespräch. Die Idee, in einem Camp Baumhäuser zu bauen, sei ihm während seines Studiums in Freiburg gekommen. Ein prägendes Er-

lebnis mit einem Freund in der Schweiz war dafür der Auslöser. Der Weg sei nicht immer einfach gewesen. „Gleich am Anfang gab es schon große Herausforderungen beim Verpflegen und mit der Wasserversorgung“, erinnert sich Schmidt. Auch der Standort wechselte mehrfach, von Langensteinbach über Schiltach bis zum heutigen Platz im Wald bei Michelbuch. „Aber wir haben für alles Lösungen gefunden.“

Stand jetzt gibt es im Sommer insgesamt drei Camps: Zum einen das Baumhauskids-Camp für Kinder



Erlebnispädagogik bietet sich im Baumhauscamp bei Forsthaus Michelbuch. Foto: privat

zwischen sechs und 13 Jahren, das Baumhaus-Camp ab 14 Jahren und ein Camp „20 Jahre plus“. Dabei lebe man eine Woche lang zusammen im Wald auf dem selbst gebauten Baumhaus.

„Das Camp steht grundsätzlich allen offen“, betont Schmidt. Er erzählt zudem von seiner Arbeit am Forsthaus. Sie gliedere sich grundsätzlich in drei Hauptbereiche: das Baumhauscamp selbst, das Forsthaus als Jugendgästehaus sowie verschiedene kirchliche Angebote.

Momentan plant das Team auch die Gründung eines Vereins, um die Jugendarbeit langfristig zu sichern. Die Finanzierung erfolgt dabei komplett über Spenden, Kirchensteuermittel fließen bewusst nicht mit ein. Eine große Unterstützung ist die Stiftung Schönau, die das Forsthaus Michelbuch kostenlos zur Verfügung stellt.

Laut der Website des Vereins CVJM Baumhauscamp bietet das Forsthaus Michelbuch Platz für Schulklassen, Familien und verschiedenste Arten von Gruppen. Es

verfügt über eine Küche, einen Aufenthaltsraum, einen Andachtsraum sowie großzügige Außenflächen mit Schafen, Hühnern und Katzen.

Das Forsthaus Michelbuch dient jedoch nicht nur als Veranstaltungsort. Es bietet auch die Möglichkeit, ein Freiwilliges Soziales Jahr zu absolvieren. Die FSJler sind aktiv in die Organisation und Durchführung von Projekten eingebunden. Zu ihren Aufgaben gehören unter anderem die Mitarbeit bei erlebnispädagogischen Programmen, die Betreuung von Gruppen und die Unterstützung bei praktischen Tätigkeiten rund um das Forsthaus.

Zusammen mit Göran Schmidt und dem zweiten Bewohner des Hauses, Reinhard Hauser, leben sie zusammen und bauen das Forsthaus immer mehr zu einem Ort voller Möglichkeiten und Erlebnissen aus. Dabei helfen auch oft die „Teamer“ der Gemeinde aus dem Steinachtal.

Das Forsthaus steht somit als ein lebendiges Beispiel dafür, wie aus einer kleinen Idee eines Einzelnen ein Platz zum Aufblühen für Viele werden kann.

Exklusive Einblicke: Schülerreporter mit der RNZ zu Gast beim SV Sandhausen

Fußballprofis hautnah

Von Leonard Osnowin, Klasse 8a,
Otto-Graf-Realschule Leimen

Wie schafft man es, Fußball-Profi zu werden? In welchem Stadion herrscht die beste Stimmung? Wer diene als Vorbild? Diese und viele weitere Fragen stellten 14 Nachwuchs-Reporter aus den weiterführenden Schulen aus Leimen, Sandhausen und Neckargemünd den Fußballern des SV Sandhausen (SVS). Viele der Reporter kannten sich gut mit dem SVS aus, sympathisierten teils auch mit dem Verein. Aber die Schüler kamen nicht ohne Grund: Im Rahmen des Projekts „Schüler machen Zeitung“ erhielten sie ein paar Einblicke hinter die Kulissen und den Arbeitsalltag bei einem Profi-Fußballclub.

SVS-Pressesprecher Kim Rileit führte die Reporter durch das Gelände inklusive kleiner Stadiontour. Da kamen schon die ersten Fragen. „Was passiert, wenn man auf den Rasen geht?“. Dann droht Ärger mit dem Greenkeeper, war die klare Ansage.

Am Trainingsgelände begrüßte der damalige Trainer Kenan Koçak



Auch die Profis machen sich erst einmal ohne Ball warm, bevor das Fußballtraining richtig losgeht. Foto: Luca Weickert

die Schülerreporter persönlich, erklärte kurz den Ablauf des Trainings – und dann ging es auch schon los. Endlich kamen die Spieler auf den Platz, fingen an, sich aufzuwärmen. Erst ohne, dann mit Ball. Die Schüler – teils selbst Jugendfußballer – stellten fest, dass das Training der Profis viel dynamischer als in ihrem Heimatvereinen war.

Nach dem Training folgte das Highlight: Die Profis kamen zu den Reportern. Alle waren begeistert und nervös, fingen aber direkt mit den Fragen an David Otto, Christoph Eh-

lich, Sebastian Stolze und Lucas Wolf an. „Wie kann man besser im Fußball werden?“ „Verbringt so viel Zeit wie möglich mit dem Kicken, behaltet dabei den Spaß – irgendwann wird dann auch die Disziplin kommen“, antwortete David Otto. Christoph Ehlich wurde gefragt, mit wie vielen Jahren er angefangen habe Fußball zu spielen: „Tatsächlich schon mit drei Jahren – mit acht bin ich dann zum TSV 1860 München gewechselt“. Sebastian Stolze schwärmte von Cristiano Ronaldo als Vorbild und erklärte, wie er sich dem

Sport hingibt in Themen wie Ernährung, Technik und seiner Fitness. Trotz Konkurrenz im Team um Spielzeit entstehen auch Freundschaften – er verstehe sich etwa sehr gut mit Alexander Mühling und unternimmt manchmal was mit ihm. Lucas Wolf ist mit zwölf Jahren zu Holstein Kiel gewechselt, wo er auch zum Profi wurde.

Nach den Interviews schauten weitere Spieler bei den Schülerreportern vorbei und standen für Fotos bereit. Kurzum: Der Vormittag als Reporter gefiel allen sehr gut.

Wieso neben China und Japan auch Südkorea viel Aufmerksamkeit verdient hat

Im Schatten der großen Nachbarn

Von Paulina Franz, Klasse 9a,
Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium
Eppelheim

Südkorea ist bekannt für seine Geschichte, Musikrichtung und natürlich das leckere Essen. Dennoch wird das Land in Ostasien kaum wahrgenommen – zu dominant sind die zwei großen Nachbarn China und Japan. Dabei hat es selbst so viel zu bieten! Mit einer reichen Geschichte, moderner Technologie und einzigartiger Kultur ist Südkorea eine Perle, die für wenige bisher ein Begriff war.

Geprägt von bunten Lichtern, einem perfekt ausgebauten U-Bahn-system, Tausenden Essensständen und Sehenswürdigkeiten ist Seoul ein Höhepunkt. Die Hauptstadt gehört mit knapp zehn Millionen Einwohnern zu den größten Städten weltweit. Trotzdem gibt es mitten in dieser modernen, technisch sehr entwickelten Stadt auch alte Paläste und traditionelle Häuser – ein spannender Kontrast zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Kulturell ist Südkorea sehr vielfältig. Weltweit bekannt ist das Land etwa durch K-Pop, also koreanische

Popmusik, die bei Jugendlichen in den vergangenen Jahren auch außerhalb von Korea an Beliebtheit gewonnen hat, sowie Serien, sogenannte K-Dramen. Gruppen wie BTS – eine typische Boygroup – oder Black Pink – eine typische Girlgroup – haben Fans weltweit und kooperieren mit anderen großen Stars. Aber auch traditionelle Musik, Tänze und Feste spielen in Südkorea eine wichtige Rolle.

Geschätzt gibt es etwa 110 000 Gastronomen nur in Seoul, denn das Essen in Südkorea ist etwas ganz Besonderes. Viele Gerichte sind scharf, etwa Kimchi: fermentierter, gewürzter Kohl oder Rettich. Andere bekannte Gerichte sind Bibimbap (Reis mit Gemüse und Ei) oder Bulgogi (mariniertes Rindfleisch). In den Städten findet man vor allem auf Märkten Straßenstände mit Snacks zu sehr günstigen Preisen. Es kann dort häufiger vorkommen, dass man für ein Mittagessen nur 5000 Won bezahlt – umgerechnet rund drei Euro.

Geprägt ist das Land von seiner Geschichte. Südkorea war früher Teil eines großen Königreichs und Kaiserreichs (Joseon Dynastie), welches zu



Die Millionenstadt Seoul am Ufer des Flusses Hangang. Foto: dpa

Beginn des 20. Jahrhunderts von Japan besetzt wurde, bevor es nach dem Zweiten Weltkrieg in Nord- und Südkorea geteilt wurde. Seitdem leben die Menschen im Süden in einer Demokratie, während im Norden eine Diktatur herrscht. Die Grenze zwischen beiden Ländern, die demilitarisierte Zone (DMZ), ist eine der streng bewachtesten Grenzen der Welt. Besucher in Südkorea können in geführten Touren die DMZ besuchen und auf dem 38. Breitengrad gelangen. Die politische Lage zwischen den beiden Ländern ist weiter heikel, es gibt keinen

Friedensvertrag. Trotz dieser Vergangenheit hat sich Südkorea unglaublich schnell entwickelt: In wenigen Jahrzehnten wurde aus einem armen Land eine moderne Wirtschaftsmacht. Heute gehört es zu den führenden Ländern im Bereich Technik, besonders bei Smartphones, Computern, oder im Auto- und Schiffsbau. Dafür stehen Marken wie Samsung, Hyundai oder LG. Südkoreas Gesundheitssystem gilt als weltweit führend, ebenso das Bildungsniveau.

Kontrast dazu bildet die Natur des Landes, welche je nach Jahreszeit eine andere Facette von sich zeigt: im Frühling Kirschblüten und Azaleen, im Herbst bunte Blätterteppiche. Das Land ist hügelig, mehrere kleine Berge in Städten keine Seltenheit – ums Treppenlaufen kommt man hier nicht drumherum. Auch sind zwei Drittel der Landesfläche bewaldet. Südkorea besteht jedoch nicht nur aus der Halbinsel, sondern hat selbst auch noch Inseln wie etwa Jeju. Wer abseits vom Massentourismus ein bezahlbares Reiseziel sucht, Abenteuerlust verspürt und historisch interessiert ist, sollte das versteckte Juwel Asiens bereisen.

Haris Kresser leitet seit über 15 Jahren Fußballspiele, hat viele Stars getroffen und engagiert sich auch als Lehrwart

Was man als Schiedsrichter fürs **Leben** lernt

Von Steven Salaev, Klasse 8a,
Otto-Graf-Realschule Leimen

Haris Kresser ist Schiedsrichter seit mehr als 15 Jahren, Lehrwart im Fußballkreis Heidelberg und pfeift seit ein paar Jahren in der viert-höchsten deutschen Fußballliga.

Haris, warum bist Du Schiedsrichter geworden?

Haris Kresser: Während meiner aktiven Zeit als Fußballer wollte ich die „andere Seite“ kennenlernen und habe während meiner Verletzungspause die Schiedsrichterausbildung absolviert. Das hat mir daraufhin sofort Spaß gemacht – und der Nebenverdienst als Schüler war natürlich auch lukrativ (lacht).

Wie alt warst Du damals?

Ich wurde gerade 14 Jahre alt.

Warum bist Du Lehrwart geworden?

Hier wollte ich etwas zurückgeben, für die jahrelange Förderung und Unterstützung. Die Zahlen der ehrenamtlichen Helfer gehen rapide zurück. Hier ist es wichtig, seinen Dank in dieser Form auch weiterzugeben. Unsere Vorstandschaft in Heidelberg setzt sich aktuell aus einigen Verbandsschiedsrichtern zusammen. Ich denke, das fördert die Zusammenarbeit innerhalb der Gremien, zum anderen ist das für die Vereinigung auch ein gutes Zeichen. Hier sind wir nah und transparent, kön-



Bereit fürs Spiel: Haris Kresser (r.) läuft mit Assistenten und Kindern ein. Foto: privat

nen unsere enorme Praxiserfahrung allen voran jungen Schiedsrichtertalenten vermitteln.

Was sind Deine Ziele als Schiedsrichter?

Ich denke, ich habe in meiner Schiedsrichterkarriere schon so gut wie alles erreicht. Ich habe früh gelernt, mir selbst keinen „Rucksack“ aufzusetzen. Das kann ich auch jedem jungen Schiedsrichter und jeder Schiedsrichterin nur so empfehlen. Ich möchte gesund bleiben und noch so lange wie möglich im gehobenen Fußball aktiv sein.

Warum sollte man Schiedsrichter werden?

Schiedsrichter sein bedeutet nicht nur ein Spiel zu leiten, sondern es för-

dert viele elementare Attribute im Leben. Zum Beispiel die eigene Persönlichkeit wird gestärkt und rasch entwickelt, was nicht nur auf dem Spielfeld von Vorteil ist, sondern vor allem im beruflichen Alltag und in der Schule. Der richtige Umgang mit Kritik fördert jeden Einzelnen und trägt zum positiven Umgang mit Fehlern und Druck bei.

Was muss man mitbringen, um Schiedsrichter zu werden?

Spaß und Freude in aller erster Linie. Darüber hinaus ist es wichtig, diszipliniert zu sein. Wie in einer Fußballmannschaft eben auch.

Was würdest du Neulingen auf dem Weg als Schiedsrichter mitgeben?

Lernt aus jedem einzelnen Spiel. Habt Freude am Fußballspiel und macht euch keinen Druck. Jeder der Zeit mitbringt und die richtige Einstellung an den Tag legt, wird hier Vieles erreichen können.

Was ist Deine schönste Erinnerung an die bisherige Schiedsrichterkarriere?

Ich habe viele tolle Erinnerungen. Mein erstes Spiel war für mich etwas Besonderes. Meine Spiele in der Junioren-Bundesliga werden immer in Erinnerung bleiben, so habe ich unter anderem zwei Mal die Begegnung FC Bayern München gegen VfB Stuttgart leiten dürfen. Darüber hinaus wird das Aufstiegsspiel zur Dritten Liga im Donautadion in Ulm vor über 10 000 Zu-

schauern in Erinnerung bleiben. Oder jedes einzelne Regionalligaspiel und das Pokalfinale im Badischen Pokal 2024 zwischen FC Astoria Walldorf und SV Sandhausen.

Was sagst Du zum Respekt gegenüber Schiedsrichtern?

Ich habe in meiner Laufbahn gelernt, dass es unglaublich wichtig ist, sich auch einmal in die Situation jedes einzelnen Fußballers oder Trainers hineinzusetzen. Das eröffnet neue Blickwinkel und stärkt den Respekt untereinander. Ich würde mir wünschen, dass dieser Blickwinkel auch von Trainern und Spielern gelebt wird. Nur dann können wir alle nachhaltig davon profitieren.

Welche Persönlichkeiten hast Du in deiner Karriere bisher auf dem Spielfeld getroffen?

Während meiner Laufbahn kam ich mit vielen Nationalspielern oder Fußballern aus Bundesliga oder Premier League zusammen. Unter anderem mit Toni Kroos, Kai Havertz, Andrej Kramaric oder Franck Ribéry. Das Schöne dabei: Alle Persönlichkeiten sind ein Stückweit gleich – sie alle wollen das Spiel gewinnen.

Info

Interesse geweckt? Auf der Internetseite des Badischen-Fußball-Verbands unter www.bfv.de sind regelmäßig Neulingslehrgänge für Schiedsrichter ausgeschrieben.

Hansi Flick hat als Fußballprofi und -trainer Geschichte geschrieben – Nun führt der Bammentaler einen spanischen Top-Club zu Erfolgen

Vom BSC Mückenloch zum FC Barcelona

Von Marlene Gruber, Klasse 9b, Max-Born-Gymnasium Neckargemünd

Hans-Dieter (Hansi) Flick, der aktuelle Trainer des spanischen Fußballclubs FC Barcelona, wurde 1965 in Heidelberg geboren. Seine Fußballkarriere begann 1971 in der Jugendmannschaft seines Heimatvereins BSC Mückenloch. Von hier führte sein Weg zum SV Sandhausen, dies war für ihn der Sprung in die Oberliga. Bereits als 20-Jähriger war er fester Bestandteil des FC Bayern München, wo er als Mittelfeldspieler über 100 Spiele in fünf Jahren bestritt. Nach weiteren drei Jahren beim Bundesligisten 1. FC Köln musste er verletzungsbedingt seine Fußballschuhe an den Nagel hängen – mit nur 28 Jahren.

Flicks Weg führte zurück in die Region. Er begann seine Trainerlaufbahn 1996 beim FC Victoria Bammental und ab dem Jahr 2000 beim heutigen Bundesligisten TSG 1899 Hoffenheim. Nach einer kurzen Co-Trainerfunktion bei Red Bull Salzburg, bot der Deutsche Fußball Bund (DFB) ihm an, dem damaligen Bundestrainer Joachim Löw zu assistieren. Löw und Flick leiteten gemeinsam acht Jahre lang erfolgreich die deutsche Nationalmannschaft und gewannen 2014 mit ihr die Fußballweltmeisterschaft in Brasilien.

Nach kurzer Tätigkeit als Sportdirektor des DFB und später als Geschäftsführer der TSG 1899 Hoffenheim zog es ihn im Sommer 2019 zurück nach München. Hier führte Han-

si Flick die Mannschaft des FC Bayern zum größten Erfolg. Mit ihr gewann er Meisterschaft, Champions League, DFB-Pokal, Uefa-Supercup, den deutschen Supercup und den Welpokal. Trotz aller Erfolge verlangte Flick in der Folgesaison die Vertragsauflösung. Am 25. Mai 2021 gab der DFB Hansi Flick als Nachfolger von Joachim Löw bekannt. Im August 2021 begann sein neuer Job als Nationaltrainer und somit die Vorbereitung auf die Weltmeisterschaft



Barcelonas Trainer Hansi Flick. Foto: dpa

2022 in Katar. Hier schied das DFB-Team bereits in der Vorrunde aus. Flick wurde im November 2023 von seinem Trainerposten bei der Nationalmannschaft freigestellt.

Nach einem Jahr Pause von der Fußballwelt unterschrieb Flick einen Zweijahresvertrag als Cheftrainer des FC Barcelona. Hier leitet Hansi Flick erfolgreich den spanischen Spitzenclub, mit dem er in seiner ersten Saison die spanische Meisterschaft und den Supercup gewann.

Fans und Spieler in Barcelona haben den freundlichen und bodenständigen Trainer bereits in ihr Herz geschlossen. Auch wenn sich Hansi Flick in Spanien sehr wohlfühlt, besucht der 60-Jährige immer wieder gerne seine Heimat Bammental.

Vom Dilsberg in die weite Fußballwelt und wieder zurück: Interview mit dem ehemaligen Spieler des FC Bayern München, Rainer Ohlhauser

„Ich wollte nie Profifußballer werden – das gab es damals noch nicht“

Von Marius Bedbur, Klasse 8c,
Realschule Neckargemünd

Ich hatte die Gelegenheit, mit dem Ex-Profi-Fußballspieler Rainer Ohlhauser ein Interview im Rahmen des Projektes „Schüler machen Zeitung“ durchzuführen. Er lebt wie ich auf dem Dilsberg, ist ein guter Freund meines Vaters und treues Mitglied beim FC Dilsberg – dem Fußballverein, für den ich schon viele Jahre lang selbst spiele. Ein Gespräch mit dem ehemaligen Spieler des FC Bayern München über seine Fußballkarriere – in gekürzter Form wiedergeben:

Rainer, was hat Dich zum Fußball gebracht und wie ist Deine Verbindung heute noch zum Fußball?

Rainer Ohlhauser: Ich habe erst angefangen Fußball zu spielen, nachdem ich mit dem Turnen fertig war. Denn auf dem Dilsberg gab es Anfang der fünfziger Jahre nur diese zwei Sportmöglichkeiten. Am Anfang habe ich geturnt und war auch auf mehreren Leichtathletikspielen. Als bei den Fußballspielen jedoch jemand fehlte, bin ich eingesprungen. Das war mein Beginn im Fußball (lacht). Heute bin ich natürlich immer noch ein riesiger Fan von Bayern München, aber gehe nicht so oft ins Stadion.

Wann hast Du dann angefangen, Fußball zu spielen?

Mit ungefähr acht oder zehn Jahren habe ich angefangen, hier Fußball zu spielen. Anfangs gab es bei uns keine Jugendmannschaften. Es gab nur die erste Mannschaft und dann die zweite und so weiter. Für ein Jahr gab es eine sogenannte C-Jugend für Zwölf- bis 14-Jährige. Doch dann hatte der Trainer einen Motorradunfall – und so war das dann leider auch schnell wieder vorbei ...

Wie stark war damals der Druck als professioneller Fußballspieler?

Also am Anfang war natürlich ‚nur‘ der Druck, dass man gewinnen soll. Professionelle Strukturen fingen erst an, zu entstehen. Wir hatten ja nicht mal eine Bundesliga (lacht). Diese entstand ja erst zur Saison 1963/64. Man wollte einfach nur gewinnen. Druck wie heute, etwa durch die Medien, gab es in dem Ausmaß noch nicht.

Wie hat sich das angefühlt, mit dem FC Bayern München in die Bundesliga zu kommen?

Als ich 1961 zum FC Bayern München gekommen bin, war es ja so, dass wir das erste Jahre nicht aufgestiegen sind, aber dann im Jahre 1965. Es gab ja immer Aufstiegsspiele. Wir hatten natürlich schwere Gegner, zum Beispiel gegen Aachen haben wir einmal gewonnen und einmal unentschieden gespielt. Dann war es schon klar, dass wir in die erste Bundesliga aufsteigen würden. Dann folgten auch die ersten Profiverträge von

ein paar Jahre später sind wir dann ja erst in die Erste Bundesliga aufgestiegen. Das heißt, ich bin nicht zum FC Bayern München gekommen und war direkt ein Profi, sondern bin dies erst zwei drei Jahre später geworden. Also ein Debüt gab es damit nicht richtig.

Mit welchen Spielern aus Deinem Team warst Du damals am besten befreundet?

Sepp Maier! Der war auch mein Zimmerkollege. Wir haben uns immer ein Zimmer geteilt wenn wir et-

Als Du damals als achtjähriger Junge mit Fußball angefangen hast: Hastest Du schon diesen Alter den Traum, Fußballprofi zu werden oder kam der erst später?

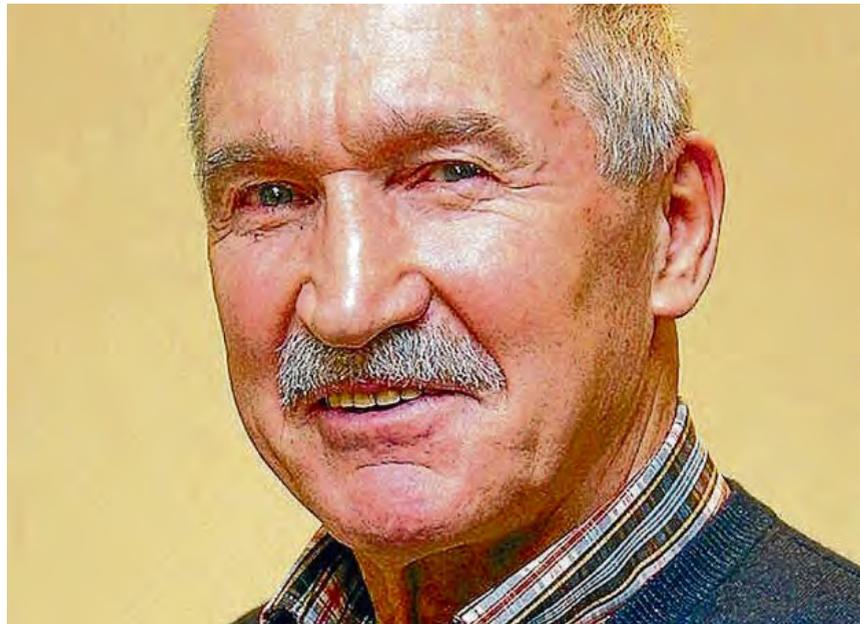
Der Traum, Fußballprofi zu werden, wie ihn heute viele Kinder und Jugendliche leben, den gab es damals ja gar nicht – denn es gab ja noch keine Profiligen. Also war es in meiner Jugend so, dass ich wusste, wenn ich beim SV Sandhausen – meinem zweiten Verein, bei dem ich von 1958 bis 1961 spielte, nicht volle Leistung zeigen würde, müsste ich zurück zum FC Dilsberg. Genauso wusste ich, dass wenn ich nicht beim FC Bayern München alles gab, ich zurück zum SV Sandhausen musste. So lief das damals. Es war nie so, dass ich mir vorgenommen hatte, den Fußball zu meinem Hauptberuf zu machen. Das gab es damals noch gar nicht in Deutschland.

Hast du immer noch Kontakt zu deinen damaligen Mitspielern des FC Bayern München?

Also man ist immer mal wieder vom Verein zu Feierlichkeiten eingeladen, etwa bei einer Meisterschaft. Und wenn meine damaligen Mitspieler Geburtstag haben, dann ruft man sich natürlich gegenseitig an. Aber viele von meinen Mitspielern sind ja auch schon leider verstorben. Der Kontakt steht noch zu ein paar Mitspielern.

War der Abschied vom FC Bayern München schwer oder oder war es für Dich kein großes Problem?

Schwer nicht, ich habe ja neun Jahre bei Bayern gespielt und dann habe ich das Angebot von Zürich gekriegt. Es gab schon drei andere und jüngere Spieler auf meiner Position. Also war das für mich eine gute Entscheidung. Aber schwer ist es mir nicht gefallen, Bayern ‚Tschüss‘ zu sagen und ich habe ja immer noch eine gute Beziehung zu dem Verein. Und nach Zürich war ich dann ja auch noch mal Trainer in Hamburg und Dortmund. Mit 45 Jahren habe ich meine Fußball- und Trainerkarriere komplett abgeschlossen und bin dann hier zurück auf den Dilsberg. Hier habe ich noch zwei Jahre beim Heimatverein gespielt und dann komplett aufgehört. Aber ich gucke noch fast jedes Spiel von Dilsberg und Bayern München.



Rainer Ohlhauser lebt auf dem Dilsberg und spielte in der Bundesliga. Foto: privat

Bayern München. Sie haben die wichtigsten Spieler genommen und wollten, dass sie Profis werden. Ich habe dann auch den Vertrag bekommen – die Freude war natürlich groß!

Wie viele große Trophäen hast du mit dem FC Bayern München gewonnen?

Es gab ja den Europa-Pokal, bei dem ich viermal mitgespielt habe und wir haben in meiner Zeit beim FC Bayern München diesen Europa-Pokal 1967 einmal gewonnen. 1969 wurden wir Deutscher Meister und dreimal haben wir in meiner Zeit dort den DFB-Pokal gewonnen, nämlich 1966, 1967 und 1969. 1966 war ich dabei sogar Torschützenkönig.

Wann hast du dein Profidebüt bei Bayern München gehabt?

Also ein richtiges Profidebüt beim FC Bayern hatte ich damals 1961 nicht so richtig, denn der FC Bayern spielte damals noch in der Oberliga und

wa zu Auswärtsspielen weggefahren sind oder in einem Trainingslager waren. Aber auch Peter Kupferschmidt, Dieter Brenninger oder auch Jackl Drescher sind alte FC Bayern-Gefährten, mit denen ich mich sehr gut verstand.

Was war das beste Erlebnis beim FC Bayern München?

Das beste Erlebnis war wahrscheinlich die Deutsche Meisterschaft: Ich habe ja dreimal mit dem FC Bayern München an der Deutsche Meisterschaft teilgenommen – und dreimal gewonnen. Das war schon eine einmalige Zeit damals für uns und auch das beste Ergebnis, was ich mit den Bayern eingefahren habe. Denn damals musste man in seiner Liga, wie heute auch noch, die ganze Zeit Punkte holen, um in die Endspiele reinzukommen und das haben wir tatsächlich dreimal hintereinander geschafft.

Greta Metz und Carla Koch brennen für Bundesliga-Basketball

Spiel für Spiel wachsen

Von Hannah Ruch, Klasse 9a,
Max-Born-Gymnasium,
Neckargemünd

Über den Spaß mit ihrem Sport, die Anforderungen dabei und ihre Ziele geben die beiden jüngsten Spielerinnen der USC Bascats, Greta Metz und Carla Koch Auskunft.

Seit wann spielt ihr Basketball und in welchen Teams wart ihr vor den Bascats?

Greta: Mit zehn Jahren habe ich bei der TSG Ziegelhausen in der U12 meine ersten Erfahrungen im Basketball gesammelt. Dann bin ich zur KuSG Leimen zu den BasketLadies Kurpfalz gewechselt, habe in der WNBL (Weibliche Nachwuchs Bundesliga) von Heidelberg gespielt, und danach bin ich zu den USC Bascats.

Carla: Ich spiele seit zehn Jahren Basketball, habe in Leimen (KuSG Leimen) angefangen und bis vor zwei Jahren ausschließlich dort gespielt. Ab dann WNBL in Heidelberg und seit dieser Saison bei den Bascats.

Wie seid ihr zu den Bascats gekommen? Gab es dafür auch sogenannte Tryouts, also Sichtungstrainings?

Greta: Ich wurde zu bestimmten Trainingseinheiten eingeladen, war da aber noch verletzt, und vor den Sommerferien 2024 wurde dann entschieden, ob ich für die KuSG Leimen oder für den USC Heidelberg in der Zweiten Bundesliga spiele. René Spandauw von den Bascats hat mich dann in seinem Team aufgenommen.

Carla: Für die Bascats gibt es keine Tryouts, auf mich wurden sie durch die WNBL und die Auswahlmannschaften, auch die Nationalmannschaft aufmerksam, woraufhin mich René Spandauw angerufen hat und mich eingeladen hat, ein Teil des Teams zu sein.

Wie ist es euch gelungen, euch im Team einzufinden?

Greta: Das Ankommen im Team war nicht so schwierig, weil ich in Open-Gym-Einheiten schon während der letzten Saison einige Spielerinnen wie zum Beispiel Elea (Steins) und Mini (Melina Karavasilis) kennengelernt hatte. Und da ich ein offener Mensch bin, habe ich versucht, auch auf die anderen neuen Spielerinnen zuzugehen, ein Späßchen zu machen und gute Laune zu verbreiten.

Carla: Es war sehr einfach, mich in das Team gut einzufinden, vor allem weil ich sehr gut aufgenommen wurde und es mir super Spaß macht, auf dem hohen Niveau zu trainieren und mich weiterzuentwickeln.

Wie ist es euch während des Schuljahres gelungen, Schule und Basketball unter einen Hut zu bringen? Habt ihr Tipps an andere Leistungssportlerinnen, die mit derselben Herausforderung zu kämpfen haben?

Greta: Mit den Trainern reden ist wichtig, wenn es zum Beispiel mal knapp wird vor einer Klausur. Dann war es bisher auch mal möglich, eine Trainingseinheit früher zu beenden oder ausfallen zu lassen. Ein Tipp für alle: Passt gut im Unterricht auf, dann müsst ihr nicht so viel zu Hause lernen. Ansonsten ist das Training auch eine tolle Abwechslung zum Lernen und zur Schule.

Carla: Es ist sehr wichtig, seine Prioritäten zu setzen. Außerdem ist ein gutes Zeitmanagement von Vorteil. Die Hausaufgaben und das Lernen für Klausuren sind ohnehin schon nicht einfach, und das dann noch mit dem



Carla Koch und Greta Metz (r.) erklären, wie sie Schule und Basketballtraining für den Bundesligisten USC Bascats erfolgreich unter einen Hut bringen. Fotos: privat



vielen Training und der hohen Belastung zu koordinieren ist nicht immer leicht. Was mir persönlich sehr geholfen hat, sind meine Mitschüler und Mitschülerinnen, die mich dabei immer sehr unterstützt haben. Sie haben mir etwa immer zuverlässig Unterrichtsmaterial und Aufschriebe geschickt. Ich habe auch das Glück, sehr verständnisvolle Lehrer zu haben.

Was hat eure Erinnerungen an euer erstes Spiel mit den Bascats geprägt?

Greta: Mein erstes Spiel war das Breast-Cancer-Spiel mit den pinken Trikots. Ich war sehr aufgeregt und gespannt, ob und wann René Spandauw mich einwechselt. Und als es dann soweit war, kam natürlich Adrenalin pur, und die Co-Trainerin Helena Eckerle hat mir noch gute Tipps mit aufs Spielfeld gegeben.

Carla: An mein erstes Spiel mit den Bascats kann ich mich noch gut erinnern. Wir haben gegen ein Team aus den Niederlanden ein Vorbereitungsspiel im SNP-Dome gespielt. Das Besondere für mich war die Atmosphäre, die das Team und natürlich auch die Halle mit sich brachten. Die Intensität und das schnelle Spiel waren neu für mich.

Greta, du hast dich am Fuß verletzt, wie verlief der Prozess des Gesundwerdens und wie half dabei der Verein?

Greta: Freitags war die Fußverletzung, und sehr zeitnah kam das MRT. Dann war klar: Erst mal Pause und nur speziell abgestimmte Übungen im Training, Ausdauertraining auf dem Fahrrad, RTP (Return-to-Sports)-Training und Tests, Übungen mit dem Athletiktrainer Cieran (Anderson), in Zusammenarbeit mit der Physiotherapie. Alle Beteiligten vom Verein haben mich toll unterstützt.

Welche Ziele habt ihr für die kommende Saison?

Greta: Meine Ziele für die nächste Saison: Unverletzt bleiben, das Beste aus dem Training rausholen und ein Vorbild für die neu hinzukommenden Spielerinnen in der WNBL sein. Und alles zu geben um sich und die Mannschaft voranzubringen.

Carla: Mit der WNBL auf jeden Fall die Playoffs erreichen, der Rolle als erfahrener Spielerin nachkommen und neue Spielerinnen dabei unterstützen, sich ins Team zu integrieren. Bei den Bascats möchte ich mich natürlich weiterentwickeln und auch lernen mehr Verantwortung zu übernehmen.

Muay-Thai-Talent aus Neckargemünd über Kampfsport-Leidenschaft und hartes Training

„Ich habe einen Traum“

Von Etká Var, Klasse 9c,
Max-Born-Gymnasium,
Neckargemünd

An einem Mittwoch versammelten sich die Thai-Kampfsportler im Hittes-Center in Heidelberg. Sie arbeiteten an Kombinationen und Techniken, was viel Konzentration erforderte. Nach diesen Übungen hatten sie die Gelegenheit, beim leichten Sparring ihr Können auszuprobieren und sich gegenseitig herauszufor-



Sinan Bozbayir informiert Etká Var über den Kampfsport Muay Thai. Foto: privat

dern. Einer der jungen Thai-Kampfsportler ist der 14-jährige Sinan Bozbayir aus Neckargemünd.

Er macht Muay Thai, seitdem er ein kleines Kind ist, „also seit ungefähr sieben Jahren“, so Sinan. Er trainiert von Montag bis Samstag jeden Tag. Sinan: „Sonntags ist unser Ruhetag.“ Beim Besuch des Schülerreporters sah dieses Training anstrengend aus. Sinan: „Das Training war wie gewohnt ziemlich anstrengend. Doch diesmal haben wir in den letzten 20 Minuten intensiv

an unserer Ausdauer und Kraft gearbeitet. Das hat mich körperlich besonders gefordert. Dennoch habe ich nicht aufgegeben und bis zum Schluss mein Bestes gegeben.“ Bisher hatte Sinan Bozbayir noch keinen Kampf, aber im Sommer wird es zum ersten Mal so weit sein. Ob er sich vorstellen kann, irgendwann im Profibereich zu kämpfen? Sinan: „Natürlich! Dafür trainiere ich sechsmal die Woche und manchmal sogar mehrmals am Tag. Ich habe einen Traum und gebe nicht auf.“

Im Interview erklären Michael Thomeier und Katrin Hickel, warum die Sparkasse das Projekt „Schüler machen Zeitung“ unterstützt

Projekt sensibilisiert für seriösen Journalismus

Von Timo Teufert

„Schüler machen Zeitung“ ist ein Gemeinschaftsprojekt – von Rhein-Neckar-Zeitung, Sparkasse Heidelberg und den Medienpädagogen von Promedia Maassen. Jeder Partner bringt dabei seine Expertise in das Projekt mit ein, um den Schülerinnen und Schülern nicht nur das Medium Zeitung näher zu bringen, sondern auch ihre Medienkompetenz zu schulen. Denn den Wert von Qualitätsjournalismus zu erkennen, gilt gerade heute als besonders wichtig. Im Gespräch erläutern Katrin Hickel, die bei der Sparkasse für „Schüler machen Zeitung“ zuständig ist, und dem stellvertretenden Vorstandsmitglied Michael Thomeier, warum „Schüler machen Zeitung“ für sie wichtig und unterstützenswert ist.



Michael Thomeier, stellvertretendes Vorstandsmitglied der Sparkasse, und Katrin Hickel im Gespräch mit RNZ-Redaktionsleiter Timo Teufert. Foto: Pfeifer

Herr Thomeier, was bedeutet Ihnen selbst das Zeitunglesen?

Thomeier: Ich lese sehr gerne Zeitung, schon seit meiner Jugend. Ich mag dieses haptische Erlebnis und habe deshalb auch immer noch die Printausgabe – auch wenn ich berufsbedingt sehr viel digital lese. Ich mag aber den Duft der Zeitung, der entsteht, wenn ich die Seiten umblättere.

Und was schätzen Sie besonders an der Tageszeitung?

Thomeier: Diesen umfassenden Blick: einerseits was das Weltgeschehen betrifft, aber auch das Regionale. Wenn man in der Region lebt, ist es immer gut, wenn man in der Zeitung mal

bekomme als Mutter von zwei kleinen Kindern auch immer wieder Hinweise und Tipps auf tolle Veranstaltungen, die es hier bei uns in der Region gibt.

Warum unterstützt die Sparkasse Heidelberg das Projekt?

Thomeier: Die Jugendlichen entdecken dabei den spezifischen Wert ihrer regionalen Tageszeitung: vertrauenswürdige Informationen von Menschen vor Ort, die in den einzelnen Ressorts über Ereignisse vor Ort berichten. Sie erkennen, dass nicht nur die weltweiten Themen Gewicht haben, sondern eben auch das, was sich direkt im eigenen Lebensumfeld abspielt. Und wir als Sparkasse haben einen öffentlichen Auftrag und in diesem Rahmen obliegt uns auch die Förderung der Entwicklung von Jugendlichen. So ist es gerade die finanzielle Bildung für diese Altersgruppe, die uns sehr am Herzen liegt und für die wir uns stark engagieren.

Das Projekt geht darüber ja aber weit hinaus ...

Genau. Aber uns ist auch die Allgemeinbildung wichtig. Mit „Schüler machen Zeitung“ haben wir die Möglichkeit, nicht nur die Entwicklung der Les- und Schreibkompetenz der Schülerinnen und Schüler zu unterstützen. Wir helfen auch mit, das Interesse für gesellschaftliche Themen – von Politik, Wirtschaft, Kultur bis hin zu Geschehnissen in der unmittelbaren Nachbarschaft – zu wecken.

Hickel: Und wir möchten einen Beitrag leisten, dass Schülerinnen und

Schüler eine bessere Navigation durch die verschiedenen Informationsquellen bekommen. Da sind viele Fake News oder tendenziöse Berichterstattungen dabei oder es werden einfach Informationsquellen manipuliert. Würde es „Schüler machen Zeitung“ nicht geben, müsste man gleich heute damit beginnen.

Wie lange unterstützt die Sparkasse Heidelberg das Projekt „Schüler machen Zeitung“ schon?

Thomeier: Wir sind seit 2008 Partnerin der RNZ beim Projekt „Schüler machen Zeitung“ – zunächst in Heidelberg, 2014 kam Wiesloch/Walldorf hinzu und 2020 die Region Heidelberg. Unsere Partnerschaft beschränkt sich dabei nicht nur auf die finanzielle Förderung für die Unterstützung durch das Medieninstitut Promedia Maassen, sondern umfasst auch unser aktives Mitwirken.

Was heißt das?

Hickel: Im Rahmen des Projektes stehen wir beispielsweise als Kreditinstitut selbst den Schülerinnen und Schülern zu Recherchezwecken zur Verfügung, begleiten mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Veranstaltungen und stellen Räumlichkeiten zur Verfügung. Und wir holen unsere Partner mit ins Boot und bieten Rechercheterminen an.

An was erinnern Sie sich besonders gerne, wenn Sie an die Projekte in den letzten Jahren zurückdenken?

Hickel: Vor allem daran, dass viele tolle Arbeiten im Rahmen von „Schüler machen Zeitung“ entstanden sind. Da wird mit viel Kreativität gearbeitet,

tolle Ideen umgesetzt und viel, viel recherchiert und mit Nachdruck verfolgt. Was die Schülerinnen und Schüler auch für einen Mut haben, in dem Alter fremde Leute für einen Artikel anzusprechen, das finde ich immer wieder bewundernswert. Und es wird immer wieder ein neues Thema aufgegriffen, das ist faszinierend.

Thomeier: Allein die Zahl an Schülerinnen und Schülern, die mitmachen, begeistert mich Jahr für Jahr. Mich freut, dass die Schulen immer noch gerne mitmachen und die Medienbildung so fest im Unterricht verankert wird.

Und wenn die Journalisten dann in die Klassen gehen und erklären, wie sie recherchieren und wie sie Fake News von richtigen News unterscheiden und mit welchen Quellen sie arbeiten, erweitert das den Horizont.

Was finden Sie an „Schüler machen Zeitung“ besonders wichtig?

Thomeier: Die Vermittlung von Medienkompetenz. „Schüler machen Zeitung“ sensibilisiert Jugendliche für seriösen Journalismus und macht sie stark für den selbstbestimmten, kritischen Umgang mit verschiedenen Medienangeboten. Medien sind nicht nur Social Media. Es ist wichtig, die Vielfalt der verschiedenen Medienformen sowie ihre Vor- und Nachteile zu kennen. Unterschiede in der Berichterstattung, der Informations- oder Argumentationstiefe, der Art der Recherche oder Präsentation sind wichtig, wenn man die Nachricht hinter der Nachricht erkennen möchte. „Schüler machen Zeitung“ bietet für junge Menschen eine ideale Möglichkeit, die Medienwelt für sich zu entdecken.

Hickel: Die Schülerinnen und Schüler erfahren, was für Arbeit hinter dem Produkt Zeitung eigentlich für eine Manpower steckt, wie viel Menschen man benötigt, um eine Zeitung herzustellen. Und natürlich, was Journalisten leisten müssen, um Themen zu recherchieren, Artikel in Form zu bringen: Das kann man am besten ermessen, wenn da so eine Zeitung liegt und man blättert die mal durch und liest die Vielfalt, die da drin ist. Deshalb finde ich die Druckereiführung immer so super, das ist immer ein Highlight für die Teilnehmer.



Michael Thomeier erklärt im Gespräch, warum er intensiv den RNZ-Regionalteil liest. Foto: Pfeifer

so ein bisschen nachlesen kann, was es sonst noch gibt. Deshalb lese ich sehr intensiv den Regionalteil der RNZ. Da stehen viele Dinge drin, die das Tagesgeschehen hier vor Ort betreffen. Und logischerweise liest man den auch intensiver, denn das Weltgeschehen hat man über andere Medien doch schon mitbekommen.

Hickel: Ich finde auch den Servicegedanken in der Zeitung immer gut: Ich

Jetzt
reinhören!

#rnznewsrap

